Mennonitische Rundschau.

[Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der **Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind.** [Preis $1.00 per Jahr.

21. Jahrgang. 12. September 1900. No. 37.

Aus Mennonitischen Kreisen

Lebenslauf des Aeltesten Leonhard Sudermann, von ihm selbst geschrieben.

(Fortsetzung.)

Mit Nisky beschloß ich meine Deutschlandreise und ging von dort direkt zurück nach Westpreußen zu meiner Frau und meinen Geschwistern. In so angenehmem Umgang im Geschwister-, Verwandten- und Bekanntenkreise verging der Winter schnell und der herannahende Frühling mahnte uns, an die eigene Heimat zu denken. Das Ende des Aprilmonats wurde dazu in Aussicht genommen. Doch nötigte uns ein wichtiger Zwischenfall noch zu einem Aufschub. Es war in der Heubudner-Gemeinde unterdessen eine Lehrerwahl abgehalten und in derselben mein Bruder in den Lehrdienst gewählt. Da war es uns wünschenswert, bei der Einführung in sein Amt auch mit zugegen zu sein, um dann persönlich ihm unsere Glückwünsche abstatten zu können. Dieser Umstand verzögerte unsere Abreise bis anfangs Mai. Dann galt es ja wieder Abschied zu nehmen und das war, was Geschwister Dietr. Rempels betraf, ein Abschied für dieses Leben. Schon im folgenden Jahre 1860 starb mein lieber Schwager und einige Jahre später auch die liebe Schwester, beide waren mir durch unser fünfjähriges Zusammenleben von 1835 bis 1840 teuer geworden. Die Rückreise in die russische Heimat nahm volle fünf Wochen in Anspruch, und daheim ging es nun wieder ins gewohnte Alltagsleben rührig hinein. Doch es gab bald wieder neue Veränderungen. Mein l. Schwiegervater Abr. Sudermann war alt geworden und fühlte sich demzufolge zu schwach, seine Amtspflichten genügend zu erfüllen und trug aus dem Grunde darauf an, seine Aufgabe an einen andern übertragen zu sehen. Das veranlaßte eine Lehrerwahl, die im Herbst dieses Jahres abgehalten wurde und an der mit 79 Stimmen an mich der Ruf erging, als Botschafter an Christi Statt, Buße und Vergebung der Sünden meinen Mitsündern und Miterlösten zu predigen. Ich beugte mich unter diesen Ruf und nahm ihn als von Gott an mich ergangen an, wenngleich ich für meinen Teil ratlos dastand, im Bewußtsein meiner Schwachheit und Untüchtigkeit. Ich fühlte, wie heilig die Berufung, wie wichtig der Auftrag und wie groß die Verantwortlichkeit mit dieser neuen Aufgabe für mich sei, ich überhaupt der Mann nicht sei, der in dieser verantwortlichen Pflicht etwas zu leisten fähig wäre. Nichtsdestoweniger war sie für mich unabweislich und ich mußte sie als die wichtigste Lebensaufgabe für die Zukunft ansehen und mich in allem Ernste derselben mit Zeit und Kräften widmen. Wenn etwas vernachlässigt werden müsse, so müsse es der irdische Beruf sein. Da war nun die nächste wichtige Frage, vor der ich mit meiner neuen Berufung stand: wie nun die Sache anfangen? Seit meinen Schuljahren hatte ich in schriftlichen Aufgaben und Aufsätzen nicht weitere Uebung, als daß ich dann und wann einen Brief an meine Geschwister geschrieben hatte, und meine mir nahestehenden Brüder bestätigten mir mein eigenes Urteil, daß ich zum freien Vortrag nicht die Gabe habe. So versuchte ich meine über einen Text gesammelten Gedanken unter Gebet aufzuschreiben, in der Absicht, eine eigen ausgearbeitete Predigt der Gemeine vorzulesen, wie sie es sonst von jeher gewohnt war. Der erste Versuch sollte bei meiner Amtseinführung damit gemacht werden. Es geschah dieselbe bei einem öffentlichen Gottesdienst am Sonntage und zwar in Gnadenfeld. Der Aelteste, der diese Handlung vollzog, forderte mich auf, nach derselben eine Ansprache zu halten, jedoch sollte ich mich damit nur kurz fassen, da unmittelbar darauf noch eine eheliche Einsegnung stattfinden sollte. Was sollte ich nun mit meinem gar nicht so kurz gefaßten schriftlichen Aufsatz zu diesem Zweck beginnen, zu dem keine Zeit mehr war, ihn abzukürzen?— In was für ein Gedränge mich das versetzte, kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Es ging mir wie dem Moses am Roten Meer, als der Herr zu ihm sagte: „Was schreiest du zu mir!“ Die Ausarbeitung blieb in der Brusttasche, aber in meinem freien Stammeln machten mir die teilnehmenden Gesichter meiner Zuhörer Mut, kurz der Herr half gnädig. Sein Name sei gelobet!

Der Herr wollte es also anders, als ich mir im voraus den Plan gemacht hatte. Dennoch schrieb ich meine Predigten eine Zeitlang, das machte mir zwar große Mühe, aber ich fand bald, daß ich dieselben auch meinem Gedächtnis einprägen konnte und habe ich am Anfange meiner schwachen Wirksamkeit oft die Nächte benutzt, mich auf den kommenden Sonntag zur Erfüllung meiner Pflicht vorzubereiten. Und der Herr half, wie er mir gleich am Anfang den Fingerzeig gab, auch wurde mir manche Aufmunterung zu teil. Ich fühlte mich in allem von meinem Herrn abhängig, der mich in diese Arbeit gestellt hatte. Er war in dem Schwachen mächtig, das will und muß ich ihm zum Ruhme sagen. Zwar sah ich, daß meine Nachbarn um mich herum gute Fortschritte machten in ihrem äußern Betrieb, während ich, in meinem Teil, solche nicht aufweisen konnte, das machte mich jedoch nicht irre, ich hatte ja die Verheißung meines Herrn: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!“ und der Herr hat Wort gehalten, ich habe, ohne von meiner Gemeinde in Rußland unterstützt zu werden, ein anspruchloses, bescheidenes Auskommen gehabt. Drei Jahre lang schrieb ich meine Predigten, aber bald kam die Aufforderung häufiger, oft auch unvorhergesehen und da kam ich in manche innere Not, aber der Herr half auch in solchem Gedränge und gab auch wieder Gnade und Freudigkeit zum freien Vortrage, so daß ich darin allmählich einige Uebung bekam. Er ließ mich auch erfahren, daß, wem er ein Amt giebt, dem giebt er auch Gnade zu demselbigen. So gingen die ersten fünf Jahre durch mancherlei Not mit göttlicher Hilfe. Unterdessen wurden wir in den Stand gesetzt, uns ein eigenes schönes Versammlungshaus zu bauen, von Backsteinen, 60 bei 35 Fuß, wozu wir von den Gemeinden in der Kolonie Unterstützung erhielten. Der Raum im Schullokal wurde auch zu enge, und die Sitze auf den Schulbänken für manchen unbequem. Das neue freundliche Versammlungshaus, unter schattigen Bäumen, empfahl sich und erweckte nebenher bald unter vielen Gliedern den Wunsch, weil wir überhaupt so abgesondert von den Kolonien wohnten, ob wir nicht selbständig eine Gemeinde bilden könnten. Dieser Wunsch fand, als er von den Gliedern schriftlich dem Kirchenkonvent gegenüber ausgesprochen wurde, Anerkennung und Unterstützung. Mein alter Schwiegervater war vom Amte bereits zurückgetreten, ein zweiter Lehrer, der erst neben ihm die Gemeinde bediente, hatte durch Umzug nach der Kolonie seinen Platz geräumt. Es wurde demzufolge eine Lehrerwahl für nötig befunden, und zwei l. Brüder standen schon einige Zeit neben mir in der Pflicht der Gemeinde mit dem Worte Gottes zu dienen und wirkten im Segen. Aus uns dreien wurde nun im Herbste des Jahres 1865 eine Aeltestewahl veranstaltet, die von einem Aeltesten aus der Kolonie geleitet wurde. Diese Wahl brachte mich im September desselben Jahres in den vollen Dienst und machte meine Aufgabe demzufolge noch ernster und verantwortlicher.

Wenn nun vor meiner Wahl von verschiedenen Seiten vielfach Beschuldigungen gegenüber den Aeltesten laut wurden, daß man es zu oberflächlich mit dem Taufunterricht nehme und in religiöser Hinsicht, von seiten des Gemeindevorstandes, überhaupt zu wenig an der Jugend gearbeitet würde, so wollte ich in meiner neuen, wichtigen Amtsstellung mir es zur Aufgabe machen, in dieser Hinsicht zu thun, was in meinen geringen Kräften lag und mich somit wenigstens vor gerechtem Vorwurf bewahren. Ich forderte demzufolge an einem Sonntag nach dem Gottesdienst die Jugend unserer Gemeinde auf, sich zu einer bestimmten Stunde, am Nachmittage mit mir zu einem Katechismusunterricht zu versammeln, die kleineren mit einem Testamente, die gößeren mit einer Bibel versehen. Die Sache war bei uns zu Lande neu und ich mußte mich auf Widerspruch gefaßt machen. Der blieb auch nicht aus, doch die Sache fand bald, wenige Ausnahmen abgerechnet, allgemeine Anerkennung. Es entstand mit diesem die erste Sonntagsschule in unsern russischen Gemeinden. Ich zunächst hatte selbst den Nutzen, daß mir dieser Unterricht in meinem Predigtamte sehr zu Hilfe kam. Er führte mich ins Wort Gottes hinein und ich darf sagen, er wurde mir und auch andern zum Segen. Noch heute schreiben mir einstige Schüler aus Rußland von gesegneten Eindrücken, die sie aus diesem Unterricht mitgenommen haben. Auch wurden in ihm die angehenden Täuflinge in ihrem wichtigen Vorhaben vorbereitet. Die erste Unterrichtsstunde, leitete ich mit einer kurzen Ansprache über Absicht und Zweck des Unternehmens ein.

So ging die Sache des Reiches Gottes unter uns, zwar still und unscheinbar, aber doch, wie ich hoffe, mit des Herrn Hilfe, im Segen einige Jahre fort. Als darauf im Herbst des Jahres 1869 Kaiser Alexander II. von seinem Sommeraufenthalt in Levvadia, an der Südküste der Krim, nach Petersburg zu reisen beabsichtigte, beorderte er die verschiedenen Stände der südlichen Gouvernemente in Vertretern nach Odessa, wo sie sich ihm vorstellen sollten. Dabei erhielten auch unsere Gemeinden die Weisung, Vertreter aus dem geistlichen Stande dorthin zu senden. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung fiel die Wahl, einer dieser Vertreter zu sein, auf mich und veranlaßte eine Reise nach Odessa für mich von Amts wegen.*) Privatim war ich zu verschiedenen Malen nach der Krim, an die schöne Südküste mit ihrem orientalischen Anstrich, wo die Petersburger Aristokraten ihre wohlgepflegten Besitzungen haben, gereist. So ungeschickt und wenig geeignet ich mich auch wußte, in Deputationssachen unsere Gemeinden zu vertreten, wurde ich doch im Februar 1871 aufs neue in dieser Eigenschaft nach Petersburg zu gehen aufgefordert. Damit wollte, gegenüber meinen Mitältesten, die mich dazu bestimmten, sich der Verdacht einschleichen, als wollte man, nur aus Bequemlichkeit, für die eigene Person und nicht als aus Bevorzugung der Begabung, die ich entschieden nicht gelten lassen konnte, mir diese Aufgabe zur Pflicht machen. Es handelte sich damals, was jene Reise anbetraf, eine Antwort auf die wichtige Frage bei der hohen Obrigkeit zu erlangen, wie unsere Glaubensgenossen in Rußland mit ihrem ewigen Privilegium, dem damals neu eingerichteten Wehrgesetz gegenüber standen. Es sollte, so las man in den Zeitungen, der Kolonistenstand aufgehoben werden, die deutschen Kolonisten sollten russische Unterthanen und dann auch zur Militärpflicht herangezogen werden. Wenn wir auch anfangs glaubten, daß, einer kaiserlichen Urkunde gegenüber, solches für uns nicht Geltung haben werde, so kamen uns doch von hochgestellten Personen Warnungen zu, wir möchten die Sache nicht zu leicht nehmen. Demzufolge wurden verschiedene Versammlungen anberaumt, in denen man zuletzt zu dem Schluß kam, diese Deputation nach Petersburg zu senden. Nachdem wir dort unsere Aufgabe so gut wie möglich ausgeführt, machte ich, mit einem meiner Mitdeputierten, einen Abstecher nach Westpreußen, besuchte dort meine Geschwister Abr. Sudermanns, predigte in den Ostertagen auf verschiedenen Stellen und hielt in kleineren Versammlungen in Privathäusern Ansprachen.

Das ungünstige Resultat, das wir unserer Gemeinde von Petersburg nach Hause brachten und ein weiterer vergeblicher Versuch, im Herbst desselben Jahres, der mich mit einem Amtsbruder an die Südküste der Krim führte, um in Lyvadia, nach dieser Richtung bei Kaiser Alexander II. eine Audienz zu erlangen, brachte unsere Gemeinde zuletzt zu dem Entschluß, an eine Auswanderung zu denken und eine Gesandtschaft nach Nordamerika in die Ver. Staaten und Canada zu senden, um Erkundigungen über Land und Landeszustände einzuziehen, vor allem aber nachzusehen, was man in betreff der Gewissensfreiheit in diesem Lande für Aussichten habe. Auch zu dieser Aufgabe bekam ich mit andern den Auftrag. Sie brachte mich, mit noch elf weiteren Kundschaftern, von denen einige privatim, aus eigenem Interesse sich anschlossen, aus Rußland und Preußen im Frühlinge des Jahres 1873 auf den Weg über Land und Meer nach Amerika, welche Reise fünf Monate in Anspruch nahm. Als wir endlich, nachdem wir Manitoba und verschiedene westliche Staaten der Union bereist hatten, am 22. August das Schiff Hamonia zur Rückfahrt über den Ozean bestiegen, hatten wir am 24. einen Sturm zu bestehen, von dem ich das Nähere hier noch mitteilen möchte.

Es war Sonntag, der Morgen war freundlich. In der Nacht war Gewitter, doch war alles vorbei, und die Passagiere versammelten sich, wie gewöhnlich auf dem Verdeck. Einer unserer Mitreisenden fragte, ob wir auch heute einen Gottesdienst haben würden, auf den englischen Schiffen sei derselbe für die Sonntage angeordnet, der Kapitän habe die Pflicht ihn zu versehen, wenn kein Prediger als Mitpassagier in der Reisegesellschaft sei.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Familienkalender, Elkhart, 1896.)

Für 14 Cents die „Rundschau“ von jetzt bis Neujahr. Postmarken werden auch angenommen. Helft, unser mennonitisches Blatt zu verbreiten.

Vereinigte Staaten.

Missouri.

Thayer, Oregon Co., den 26. Aug. 1900. Werter Editor der „Rundschau“! Schon etliche Male las ich in den Spalten der „Rundschau“, daß Swedenborgianer-Apostel sich bemühen, unter den Mennoniten Anhänger zu gewinnen. Und es kam mich ein wahres Bedauern an, wenn ich bemerken mußte, daß einige Brüder sich von diesen Irrlehren besudeln ließen. Allerdings muß man schon im Geiste benebelt oder trunken sein, ehe man sich von solchen Irrlehrern verleiten lassen kann oder ihnen auch nur Gehör schenkt.

Ich selbst hatte Gelegenheit, die swedenborgianische Lehre etwas zu studieren. Zufällig wurde ich mit einer englisch-amerikanischen Familie bekannt, bestehend aus Vater, Mutter und sieben erwachsenen Kindern, mit Schwiegersohn und Schwiegertochter. Alle waren Glieder der Swedenborgischen Kirche. Alle zusammen führten dem Anschein nach ein musterhaftes Familienleben. Man möchte geglaubt haben, diese Leute haben den Himmel schon hier auf Erden. Da es meine Umstände mitbrachten, kam ich öfters in deren Haus. Auch wohnte ich etlichemal ihren gottesdienstlichen Versammlungen bei. Nun, es wurde alles Mögliche versucht, mir ihre Lehre aufzudrängen. Mit aller Kunst wurde mir gepredigt, um mir ihre — so wie sie es nannten — "beautiful doctrines", im schönsten Lichte vorzumalen. Sie gaben mir unterschiedliche der swedenborgianischen Schriften zu lesen. Das Ganze fand ich als ein wunderbar verworrenes System. Ich ersah bald daraus, daß das swedenborgische Christentum mit der angegebenen Entzückung und Aufenthalt Swedenborgs im Himmel seinen Anfang nahm. Nach den Swedenborgschen Büchern war vor Swedenborg kein wahres Christentum. Ich fand den Namen „Christus“ in verschiedenen Stellen, und es bedurfte einer ernsten Ueberlegung und Nachsuchens, warum eigentlich der Name „Christus“ in ihren Büchern und Schriften noch vorkam, da doch nach ihrem Glauben und Lehre Swedenborg der Grund zum wahren Leben

in Gott sei. Nachdem ich hin und her dachte und zu überlegen suchte, wurde es mir offenbar, was der Zweck der Swedenborgianer war, den Namen Christus zu gebrauchen. Sie wußten ganz gut, daß sie wenige Anhänger bekämen, hätten sie den Namen Christus gänzlich ausgelassen. Aus demselben Grunde (um viele Anhänger zu gewinnen) wird der Name Gottes in den Freimaurer-Logen gebraucht. Die Bibel wird in den Logen dargestellt, um Leute in ihre Gesellschaft zu ziehen. Zu demselben Zwecke hat der Applikant auch zu bekennen, daß er an einen Gott glaubt. Ohne diese Formalität würden sich sehr viele besinnen, ehe sie sich einer Loge oder Gesellschaft anschlössen. Wenn man die Swedenborgsche Lehre prüft und mit dem Licht der göttlichen Wahrheit beleuchtet, so kann man sich nicht so leicht von einer solchen gründlich falschen Lehre bethören lassen. Diese Lehre ist gefährlich für solche, die niemals von dem wahren Licht der Lehre Christi erleuchtet oder sich davon abgewendet und jetzt im dunkeln wandeln; ist aber leicht von denen, die noch ein wenig mit dem Licht und Erkenntnis der Wahrheit belebt sind, als Irrlehre zu erkennen.

Obengenannte Swedenborger Familie war eine Musterfamilie, wie man solche unter 50 oder 100 Familien kaum finden konnte. Und dennoch, nach längerer Bekanntschaft mit ihnen zeigte es sich ganz deutlich, daß die ganze Herrlichkeit meistens äußerer Schein war. Ich will hoffen, daß der Erzfeind der gläubigen Christen — Irrlehren — nicht Eingang findet unter den Mennoniten. Gott möge uns in Gnaden bewahren.

Herzlichen Gruß an alle Leser.

Samuel Kaufmann.

Texas.

Richmond, 2. Sept. 1900. Werte „Rundschau“! Einen herzlichen Gruß an Editor und Leser. Da ich morgen die Gelegenheit bekommen kann, um diese Zeilen auf die Post zu geben, so dachte ich, noch schnell einen kurzen Bericht von hier einzuschicken. Die Witterung ist die letzten zwei Wochen etwas trocken gewesen, hatten's aber vorher auch, nach menschlicher Ansicht, viel zu naß, hoffentlich giebt es jetzt bessere Witterung, so daß wir unser nötiges Heu doch trocken einbringen können. Die Baumwollernte wird dieses Jahr doch wohl nur sehr schwach sein, wohingegen das Vieh, trotz all dem vielen Ungeziefer, als Mücken und Fliegen, sehr gut gethan hat. Da ich für die „Rundschau“ nur als „Beobachter am Big Creek“ fungiere, so erlaube ich mir doch, Berichte von unsrer ganzen hiesigen Ansiedlung einzureichen. (Herzlich willkommen! — Ed.) Wir feierten für heute ein kleines, aber wie wir hoffen, von Gottes Segen begleitetes Sonntagsschulfest. Die Gedichte und Deklamationen wurden von jung und alt frei und deutlich vorgetragen, so auch einige zum Feste passende Schriftstellen wurden von einigen verheirateten Brüdern angeführt und Bemerkungen darüber gemacht. So daß ein jeder, der da Lust und Liebe dazu hatte, einen Segen mit nach Hause nehmen konnte. Gott gebe es.

Möchte mit diesem meinen Schwager P. P. Both wissen lassen, daß ich seinen Brief vom 22. August 1900 am 1. September 1900 erhalten. Besten Dank, l. Schwager, werde in Bälde antworten. Mit freundlichem Gruß.

Der Beobachter am Big Creek.

Minnesota.

Mountain Lake, den 6. Sept. 1900. Werte Leser der „Rundschau“! Den 7. d. M. werden es drei Wochen, seitdem ich N. Dakota verlassen habe. Möchte hiermit allen Freunden und Bekannten mitteilen, wie es mir in dieser neuen Ansiedlung ergangen ist.

Ich verließ Minnesota den 17. April und kam den nächsten Tag wohlbehalten dort an. Fand alle Verwandten und Freunde recht wohl. Ich hatte nämlich den Ruf erhalten, daß ich eine Distriktschule nahe beim Klein-Postamt übernehmen sollte. Da diese Schule noch nicht errichtet war, ging es gleich ans Bauen.

Den 23. Mai hatte ich die Freude, meine Schule zu eröffnen. Ich hatte eine recht nette Anzahl Schüler zum Anfang, welche sich auf zweiunddreißig vermehrte. Herzlich lieb habe ich diese Kinder gewonnen. Es war mein Vorsatz von vornherein, für Jesum und seine Reichssache thätig zu sein. Somit eröffnete ich auch eine Sonntagsschule, woran sich jung und alt beteiligte. Unser Schulhaus, welches 16x24 maß, wollte uns zu klein werden. Auch hatten wir wöchentliche Singstunde, in welcher wir Ev. Lieder No. 1—2 gebrauchten. Zu all dieser Arbeit verlieh der Herr seinen Segen. Ich habe öfter unter Freudenthränen dem Herrn gedankt für seinen Beistand.

Den 15. August hatte ich Prüfung mit meinen lieben Schülern. Zu diesem Zwecke beteiligten sich auch alle lieben Eltern der Kinder daran. Wenn nicht Vater und Mutter zusammen, so doch eines von beiden, wiewohl es gerade Ernte war.

Nachdem wir den lieben Besuchern, so gut wie es unter Umständen auf einer Prüfung geht, gezeigt hatten, was wir in den drei Schulmonaten gethan hatten, verabschiedeten wir uns alle, wobei ich manchen warmen Händedruck und Worte des Dankes entgegennehmen durfte.

Ich habe die ganze Ansiedlung recht lieb gewonnen, die lieben Kinder sowohl als die Eltern. Möchte deshalb noch einmal allen lieben Freunden und Verwandten in Dakota hiermit meinen herzlichen Dank aussprechen für alle Liebe und Teilnahme, die sie mir erwiesen haben. Gott mit uns, bis wir uns wiedersehn.

C. C. Neufeld.

New York.

New York, den 29. August 1900. Werte „Rundschau“! Kam gestern nachmittag um etwas nach 3 Uhr hier an. Der Zug hielt nur an den großen Stationen und machte den Weg von Elkhart bis hier in weniger als 23 Stunden.

Unterwegs sah ich mehrere berühmte Plätze, unter welchen Schenectady den Hauptrang einnimmt, insofern es eine der ältesten Städte im Staate von New York ist. Vor etwas über 200 Jahren wurde sie von den Indianern niedergebrannt und fast alle seine Einwohner ermordet. Jetzt ist es der Schauplatz reger Fabrikthätigkeit. Zwei dieser Fabriken sind weltberühmt. Die eine ist die "General Electric Co.," welches eine der größten Fabriken der Welt ist, die elektrische Waren aller Art produziert. Es arbeiten in derselben über 7200 Mann und die Arbeitslöhne, die wöchentlich dort ausbezahlt werden, belaufen sich auf $80,000.

Die andere Fabrik ist die "Schenectady Locomotive Works", die zweitgrößte Fabrik ihrer Art in der Welt und baut Tausende von Lokomotiven.

In Buffalo hatte ich die Absicht auszusteigen und die Niagara-Fälle zu besuchen, unterließ es aber aus Mangel an Zeit.

Von Albany aus bis nach der Hafenstadt wird es immer schöner. Der Zug verfolgte den Lauf des Hudson-Flusses und wir wanden uns um manchen Berg herum. Manchmal verließen wir auf kurze Strecken das Flußufer und jagten in wilder Eile über Moräste und Waldungen, die noch nicht viel von der Menschen Hände gepflegt zu sein schienen.

In Albany sieht ein prachtvoller neuer Bahnhof seiner Vollendung entgegen. Wir mußten dort zum einzigen Male den Zug wechseln. Das Wasser des Hudson-Flusses von dort aus ist mit Schiffen aller Art belebt, welche Handel und Passagierbeförderung zwischen der letztgenannten Stadt und New York betreiben. An den Ufern sind große Getreidespeicher und Eishäuser. Nachdem man Albany verlassen, kann man in einiger Entfernung vom rechten Flußufer die Vorläufer der "Catskill Mountains" sehen, die wie dunkle Wolken in die Luft ragen und hin und wieder im Sonnenlicht grünlich schimmern. Die Scenerien in dem Möhawk-Thale sind prachtvoll.

In New York an der Grand Central Station angekommen, ging ich von dort aus per Hochbahn zur Südseite der Stadt und suchte dort die Agentur des Norddeutschen Lloyd auf, welche sich No. 5 Broadway in einem großen Gebäude befindet. Dort meine Geschäfte erledigt, schaute ich mich nach einem Hotel um und hatte das Glück, in das Emigrantenhotel der deutschen lutherischen Mission zu geraten, welches sich No. 12 State-Straße befindet. Ich wurde dort sehr freundlich von dem Hausobersten, Herrn Offerman, aufgenommen und kann das ganze Personal nicht zu sehr für ihre freundliche christliche Zuvorkommenheit loben. Man kann dort alle mögliche Auskunft erhalten, sowie Geld ohne irgend welchen Abzug wechseln und Schiffskarten nach allen Teilen der Welt erhalten. Abends um 7 Uhr und morgens um 8 Uhr ist kurzer Gottesdienst in der Kapelle auf dem zweiten Stock des Hauses.

Direkt über die Straße südlich ist Battery Park und in demselben sind Erfrischungsplätze aller Art, wie z. B. eine Bude, wo man ein Glas frischer Milch für einen Cent bekommen kann und an der sich mancher Arbeitsmann — und Frau erfrischt. Letztere Anstalt ist speziell für kranke Kinder errichtet. Ein wenig weiter — und man steht am New Yorker Hafen und staunt, wenn man sieht, wie viele Schiffe sich da innerhalb weniger Minuten begegnen, mit welcher Leichtigkeit und Schnelligkeit ein Schiff anlegt und wieder abfährt und daß sie sich nicht manchmal anrennen, wenn sie einander in solcher Nähe passieren.

Am Ufer, im Wasser schwimmend, sind große Badehäuser angebracht, von denen manche zu freiem Gebrauch offen stehn. In einiger Entfernung vom Ufer sieht man die Freiheitsstatue, und das Licht, das sie in der Hand hält, sieht in der Nacht wie ein Stern aus. In westlicher Richtung davon ist Ellis Island und das Emigrantengebäude und noch weiter in derselben Richtung Jersey City. Später mehr. Good bye!

Friedrich Blessing.

Canada.

Manitoba.

Rosenort P. O., 3. Sept. 1900. Der Gesundheitszustand ist jetzt im allgemeinen gut, außer daß die Kinder auf Stellen Husten haben.

Die Ernte wird allenfalls nur recht spärlich ausfallen, und mancher wird kaum sein Auskommen haben. Besonders das Schuldenzahlen wird wieder nicht sehr flott gehen.

Der Weizen preist jetzt 65 Cents; Eier 15 Cents in der Stadt.

Regen haben wir jetzt reichlich; auch mitunter Hagel. Aber hier bei uns unbedeutend.

Korr.

Rußland.

Schingakul, Gouv. Ufa, den 27. Juli 1900. Ich bin in diesem Jahre auch ein Rundschauleser; da fällt mein Blick immer zuerst auf die Spalten, in welche so viele Bekannten von nah und fern von ihren Verhältnissen und Ereignissen einrücken. Lange habe ich vergebens nach einigen Zeilen von Bruder, Vettern oder Nichten da drüben in Amerika ausgeschaut. Da finde ich in No. 26, daß meine l. Nichte, Frau Sara Hiebert, meine Adresse wünscht. Diese soll unten folgen. Der Brief, welchen du, l. Nichte, vor drei Jahren durch mich an die l. Tante, Frau Heinrich Dück, Schönsee, schicktest, ist an seine Bestimmung gelangt. Damals hätte ich dir einiges von ihr berichten können; jetzt leider nicht. Von uns kann ich euch Verwandten berichten, daß wir hier auf Ufa gesünder sind, als im südlichen Rußland. In materieller Hinsicht geht's uns gut. Wir wohnen in unserer neuen Heimat schon das dritte Jahr. Im Vergleich zu den beiden vorigen Jahren ist in diesem Vorsommer hier ungewöhnlich viel Regen gewesen. In der letzten Hälfte Mai und ersten Hälfte Juni wechselte der Regen mit Sonnenschein in gefälliger Weise ab, aber in der letzten Hälfte Juni bis zum 20. Juli war mehrere Tage fast in jeder Woche völliges Herbstwetter: kalter Regen und sehr wenig warmer Sonnenschein. Erst jetzt haben wir einige Tage Sonnenschein. Infolge der Nässe ist das Getreide noch grün. Mit der Ernte werden wir nicht früher als August beginnen. Für die Heuernte war die Witterung besonders ungünstig. Vieles Heu ist fast verfault, anderes nur schlechtes Futter geworden. Vieles Gras wird ungemäht bleiben, weil die Zeit zu kurz ist. Das Getreide steht sehr üppig, der Weizen kann 10 Tschetwert und mehr per Deßjatine geben.

Mit deinem verstorbenen Vater und mit Onkel Gerhard Kliewer, wohnhaft in Kansas, habe ich seiner Zeit regen Briefwechsel gehabt. Der alte Onkel G. Kliewer kann jedenfalls der schwachen Augen wegen nicht schreiben und ihr guten Vettern (an einige habe ich vergebens geschrieben) wollt jedenfalls nicht den Anfang machen. Ich wage euch zu versichern, daß dadurch kein Unheil entstehen wird; deshalb nur angefangen. Es wäre doch nett, wenn wir gegenseitig unsere Photographien austauschten; wir haben damit schon angefangen. Bitte, bleibt doch nicht hinten. Du, lieber Bruder, Johann Dück, Saskatchewan, beantwortest mir keinen Brief mehr! Was fehlt da? Auf Sagradofka, wo Schwester Anna und Aganetha wohnen, haben sie jetzt schon die zweite Mißernte zu verzeichnen. Das wenige Getreide, welches trotz der Dürre wuchs, haben die Käfer genommen.

Auf unsere übrige Verhältnisse will ich jetzt nicht weiter eingehen, sondern euch Verwandte bitten, etwas von euch hören zu lassen. Auch um eure Adresse bitte ich noch. Empfehlen uns mit dem Gruß der Liebe.

Gerhard und Justina Dück.

Unsere Adresse lautet: Rußland, Post Schingakul, Gouv. Ufa, Gehard Dück.

Margenau, 3. August 1900. Ich wünsche allen Lesern den Frieden Gottes. Den 27. Juli, abends, kamen Abraham Wieben, Lindenort, zu uns auf Besuch. Sie waren in Lindenau bei seinem Bruder, Peter Wiebe, zum Begräbnis gewesen. Die Frau des Peter Wiebe war den 18. Juli krank geworden und ist den 24. gestorben. Am 26. war Begräbnis. Die Verstorbene war Abraham Isaaks Tochter von Fischau. Sie ist 55 Jahre alt geworden. Vielleicht wird von dort jemand was Näheres berichten. Bei dieser Gelegenheit besuchten Wieben uns. Sie waren schön gesund. Das Dreschen hatten sie beendigt. Der Ertrag war nur schwach. Uebrigens ist in Lindenort alles beim alten. Freitag, den 28., fuhren sie retour. Will noch etwas zurückgehen. Den 21. Juli wurde der alte Sattler Peter Wiebe in Tiegenhagen begraben. Starb an Bruchleiden, und war nur zwei Tage krank. Den 1. August, 2 Uhr nachmittags, brannten die Hintergebäude des Johann Goossen, Schönsee, nieder. Goossen war in Liebenau auf den Ausruf, die Knechte waren auf der Steppe, folgedessen wurde nur wenig gerettet. Im Stall verbrannten fünf Pferde. Das Wohngebäude ist geblieben. Weil es keine eiserne Thür hatte, ist es aber ziemlich ruiniert. Das Feuer ist zu drei Stellen gegangen: beim Nachbar Wichert ist eine „Zarai“ und über die Mittelstraße, bei Heinrich Dürksen der Schweinestahl verbrannt. Die abgebrannte Wirtschaft ist die alte Franz Goossens gewesen, alles war mit Pfannen gedeckt und sehr gut gebaut. Wie das Feuer ausgebrochen, weiß ich nicht. Gestern den 2. August kamen Abraham Harms von Amerika gesund und wohlbehalten hier an. Sie sind 23 Tage auf der Reise gewesen. Sie hielten sich nicht lange auf, indem sie nach Neukirch, zu ihren Geschwistern wollten. Jakob Hiebert fuhr sie dort hin. Sie werden Margenau später noch besuchen. Habe nur wenig mit ihnen gesprochen, doch erfuhr ich so viel, daß Frau Harms' Reisetasche mit all ihren Kleidern bei Warschau gestohlen wurde. Sie hatte nicht mehr als sie an hatte. Nun für Geld ist wieder alles zu kaufen. Auch haben sie wohl einen Umweg gemacht. Weil sie ihr Ticket oder Billet bis Michailofka genommen, sind sie einen andern Weg gegangen und mußten schließlich ein anderes Billet nehmen. Unsere Station heißt nicht mehr Michailofka, sondern Prischip.

Alle herzlich grüßend,

Isaak Friesen.

Anm. Europareisende sollten sich erst bei Leuten Erkundigungen über ihre Reise einziehen, die etwas davon verstehen. — Ed.

Asien.

Nikolaipol, den 24. Juli 1900. Werte „Rundschau“! Da wir schon längst Leser der „Rundschau“ sind, aber noch nie etwas dafür geschrieben, so will ich im kleinen einen Versuch machen. Ich will aber von vornherein um Nachsicht bitten, da ich kein guter Schreiber bin, so will ich denn da anfangen, was jetzt in meinem Innersten das meiste redet: Ich muß jetzt in diesen Tagen recht viel an die letzte Zeit denken, denn wir hören nun von Krieg und Kriegsgeschrei, Hungersnot, Pestilenz und Erdbeben, hin und wieder. „Dann,“ sagt der Heiland, „hebet eure Häupter auf, weil sich eure Erlösung nahet.“ Oftmals fragt sich mein Herz: „wie steht's mit dir, bist du bereit, wann der Herr kommen wird?“ O, wenn ich auf mich blicke, dann fühle ich mich zu ungeschickt für die Seligkeit, ich finde so viel an mir, was mir nicht gefällt. Wie viel mehr wird es meinem lieben Heiland nicht gefallen. Heiland, du bist mein ein und alles, auf dich verlasse ich mich, du bringst mich durch das Thränenthal, in deinen Freudensaal. Dort wollen wir uns begrüßen, die wir jetzt so weit voneinander wohnen, dort giebt es kein Scheiden mehr.

So will ich denn noch nach Rußland gehen, nämlich nach Gnadenthal. Da habe ich einen Onkel, Peter Both. Wir

(Fortsetzung auf Seite 4)

Unterhaltung.

Goldzauber.

Zeitgeschichtliche Erzählung aus Südafrika
von
Alwin Mehnert.

(Fortsetzung.)

Einige berauschte, wild aussehende Männer wurden bereits auf des Wirtes Rede aufmerksam. Frans sah ein, daß hier keine Hilfe, kein Mitleid zu erwarten war. Er kehrte deshalb zu Albrecht zurück. „Es hilft nichts," sagte er zu ihm, „wir müssen den Unglücklichen mit nach der Farm nehmen, ob er es nun auch aushält oder nicht. Unsere Christenpflicht müssen wir an ihm erfüllen. Versuchen wir es, ihn auf dein Pferd zu heben und die Farm sobald als möglich zu erreichen."

Rasch schwang sich Albrecht in den Sattel und zog nun mit Frans' Hilfe den vor Schmerz Bewußtlosen vor sich aufs Pferd. Sorglich schlug er den Mantel um ihn und ritt dann langsam mit seiner Bürde der Farm zu, wohin ihm Frans vorausgeeilt war, um die nötigen Vorkehrungen für die Aufnahme des Verwundeten zu treffen.

Sannie, die derbe, robuste Burenfrau, bewies ein bewundernswürdiges Geschick in der Behandlung der schrecklichen Stichwunden, die der Arme an Kopf und Brust erlitten hatte. Auf der entlegenen Farm, wo ein Arzt erst meilenweit herzugeholt werden mußte, waren chirurgische Kenntnisse der Frauen notwendig, und jede richtige Burenhausfrau konnte der heranwachsenden Tochter dazu Anleitung geben. Jedenfalls stammte diese Geschicklichkeit in der Behandlung der Wunden aus der Zeit der Kämpfe mit Sulus und Kaffern, deren Wurfspieße, die schrecklichen Assegais, so häufig die Glieder der Buren durchbohrten. Auch heilende Salben und lindernde Umschläge wissen die Frauen hier gut zu bereiten.

So müde Albrecht nach dem angestrengten Ritte des heutigen Tages war, so litt er es doch nicht, daß der alte Frans seine Nachtruhe opferte, und er ließ es sich nicht nehmen, bei dem Verwundeten zu wachen.

Letzterer lag, nachdem seine zahlreichen Wunden die sorgsamste Behandlung erfahren, zunächst ganz ruhig auf seinem Lager. Bald aber weckten die Schmerzen ihn aus seiner Bewußtlosigkeit, und es währte nicht lange, so brach ein heftiges Wundfieber bei ihm aus. Albrecht mußte all seine Kräfte aufbieten, um zu verhindern, daß der in Fieberdelirien wütende Mensch sich nicht die Verbände von seinen Wunden losriß. Dabei stammelte er unzusammenhängende Worte, und einmal rief er mit dem Ausdruck größter Wut einen Namen, bei dessen Klange Albrecht zusammenzuckte. Thomas Kerr! Hatte er recht gehört? Doch später noch einmal fiel der Name von den Lippen des Fiebernden, eine Flut von Verwünschungen folgte ihm, und schließlich schüttelte ein Wutanfall den ganzen Körper. Erst gegen Morgen fiel er in einen unruhigen Schlaf, und nun erst hatte Albrecht Gelegenheit, die zuvor wut- und schmerzverzerrten Gesichtszüge des Kranken näher anzusehen. Immer klarer wurde es Albrecht, daß er dieses Gesicht schon gesehen, und endlich wußte er es, daß es — John Kelling, der verräterische Bekannte von Kimberley war, an dem er jetzt Samariterpflichten ausübte.

Wie aber kam der feine, elegante Lebemensch unter jene rohe Arbeitergesellschaft in Klerksdorp? Was hatte er gegen Thomas Kerr, daß dessen Name in Wutausbrüchen zum Vorschein kam?

Ueber diesem Sinnen und Grübeln war Albrecht endlich, von Müdigkeit überwältigt, entschlummert, wie lange, wußte er selbst nicht. Als er erwachte, sah er in ein Paar starr auf ihn gerichtete Augen, in denen sich Scham und Angst, aber auch wiedergekehrtes Bewußtsein spiegelte.

Als sich Albrecht erstaunt aufrichtete, hörte er seinen Namen leise von den Lippen des Kranken.

„Mr. Sachs," sagte dieser mit sichtlicher Pein, „Sie also sind der barmherzige Samariter gewesen, der meine Wunden verbunden und mich hier so weich gebettet hat? .... Aber schlagen Sie mich Elenden nur lieber auf der Stelle tot, ich habe das verdient; denn ich habe mich schwer, unendlich schwer an Ihnen vergangen!"

Obgleich diese Worte Albrecht furchtbar erregten, so bezwang er sich doch und sagte scheinbar ruhig: „Still, Mann, regen Sie sich nicht auf und sprechen Sie erst, wenn Sie ruhiger geworden sind. Auf alle Fälle aber sollen Sie wissen, daß Sie unter Christen sind, unter Menschen, für welche das Wort des Heilandes gilt: Liebet eure Feinde und thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!"

Stöhnend barg der Kranke sein Gesicht eine Weile in seine Hände. Dann aber richtete er sich mit Aufbietung all seiner Kräfte auf und begann mit zitternder Stimme: „Nein, lassen Sie mich reden, edler Mensch! Ich fühle, wie es bald mit mir zu Ende geht, und deshalb möchte ich mein Herz erleichtern und mir Ihre Verzeihung erflehen für das Schlimme, was ich Ihnen zufügte. Hören Sie es, ehe es zu spät ist, daß ich, John Kelling, der Verbündete jenes Mannes war, der Sie ins Unglück stürzte. Aber die Strafe des Himmels hat mich ereilt. Wie jener Schurke einst Sie, den ihm harmlos Vertrauenden, hinterging, so betrog er auch mich; nicht bloß um das Sündengeld — es waren hohe Summen — welches ich ihm im Spiele abgewonnen, nein, auch um den Judaslohn, den er mir für den an Ihnen verübten Verrat versprochen hatte. Umsonst hatte ich also meine Seele dem Teufel verkauft und einen Menschen ins Unglück gestürzt! Darüber trauerte ich damals nicht so wie jetzt; Geldgier hielt meine Sinne gefangen, und ich kannte keinen andern Wunsch, als seiner habhaft zu werden und den Raub ihm abzujagen. Heimlich hatte er Kimberley verlassen; aber ich schwur bei mir selbst, nicht zu ruhen und zu rasten, bis ich den Genossen meiner Sünde gefunden hätte. Ich wollte mich dann an seine Fersen hängen und wie sein böses Gewissen ihn peinigen bei Tag und Nacht. So folgte ich seinen Spuren — sie leiteten mich hierher, in diese Gegend."

„Hierher!...." wiederholte Albrecht überrascht.

„Ja, ich erfuhr, daß er sich, als er seine Rolle in Kimberley ausgespielt und sich dort unmöglich gemacht hatte, nach den Golddistrikten Transvaals gewandt habe, wo sein Protektor, in dessen Solde er bereits in Kimberley stand, Mitbesitzer zahlreicher Goldwerke ist."

„Was thut Kerr hier im Randdistrikt?" fragte Albrecht mit lebhaftem Interesse.

„Nichts Gutes, Mr. Sachs. Er steht im Solde jener Geldleute, denen der Volksraad, die ganze Transvaalregierung mit ihren, für ihre habsüchtigen Zwecke so unbequemen Gesetzen ein Dorn im Auge ist. Man will um jeden Preis eine Revolution ins Werk setzen, um diese Regierung zu stürzen. Deshalb ist Kerr von seinem Beschützer beauftragt worden, eine Hetze gegen die Buren zu organisieren, und er thut das gegenwärtig mit viel Geschick und Eifer. Leider habe ich ihn selbst noch nicht fassen können; aber seinem Treiben habe ich nachgespürt und gefunden, daß ihm für den angebenen Zweck ganz riesige Summen zufließen. Er korrespondiert mit den bekanntesten Finanzgrößen des Kaplands, mit Beit, Philipps, Rhodes und allen jenen nimmersatten Geldmenschen, denen ihre durch Aktienspekulationen so leicht gewonnenen Millionen noch immer nicht genug sind, denen die Goldschätze Transvaals keine Ruhe mehr lassen. Thomas Kerr, das allzeit willige Werkzeug der Goldmacht, hat eine große Anzahl Agenten geworben, welche unablässig wühlen und hetzen, um den Beteiligten den Glauben beizubringen, daß sie wirklich Grund hätten, sich über die Landesgesetze zu beschweren und sich nach Hilfe von auswärts umzusehen......"

„Ah, das muß Frans erfahren!" rief Albrecht aus. „Er ahnte wohl von dieser Seite eine Gefahr, aber daß sie so nahe ist, wird er doch nicht denken. Dieser Kerr muß unschädlich gemacht werden! Er darf sein böses Treiben nicht länger fortsetzen!"

„Sie werden ihn nicht fassen können," lächelte der Kranke bitter. „Wie ein Aal ist er meinen Nachstellungen entschlüpft, und dabei helfen ihm seine einflußreichen Gönner mit ihren zahlreichen Verbindungen treulich. Ich habe den Rest meines Vermögens darüber geopfert, so daß die bittere Not mich zwang, zu spielen — —, falsch zu spielen! Es war mein Verderben."

Die Augen des Kranken glänzten wieder fieberhaft, ein neuer Anfall schien im Anzuge zu sein. Schnell flößte ihm Albrecht beruhigende Tropfen ein, und obgleich er begierig war, noch mehr zu erfahren, gebot er dem Patienten doch Ruhe und bat ihn, zu versuchen, ob er ein wenig schlafen könne.

Durch den Zuspruch Albrechts legte sich Kellings, für seinen Zustand so gefährliche seelische Erregung ein wenig, und er schloß, aufs äußerste erschöpft, für eine Viertelstunde die Augen. Als aber Frans erschien, um Albrecht abzulösen, fuhr der Kranke aus dem Halbschlummer empor.

„Bleiben Sie nur kurze Zeit noch hier, Mr. Sachs," rief er dringend, „ehe Sie wiederkommen, dürfte es zu spät sein, das zu hören, was ich Ihnen noch sagen muß; denn ich kann nicht sterben, ohne Ihre Verzeihung erhalten zu haben!"

In tiefstem Herzen bewegt, setzte sich der junge Mann möglichst nahe an das Bett des Kranken, während Frans sich still die Bibel vom Sims herunterholte und sich lesend an das Fenster setzte.

Seine letzten Lebenskräfte zusammenraffend, erzählte nun Kelling dem gespannt aufhorchenden Albrecht die Geschichte seiner Entführung. „Leider kann ich mein großes Unrecht gegen Sie nicht wieder gut machen, aber wenigstens bin ich imstande, eine Person namhaft zu machen, die bezeugen kann, daß Sie damals nicht freiwillig geflohen sind," schloß Kelling seinen Bericht. „Es ist dies der Fuhrmann Klaus Koopman in Kimberley, eine ehrliche Seele, die vielleicht noch heute in dem Glauben ist, daß es sich bei unserem Trick nur um eine Wette handelte. Er erhielt von mir den Auftrag, einen schlafenden Kollegen einige Meilen weit nach der Richtung von Pniel zu bringen, wo letzterer seinen Aufenthaltsort hätte, und der etwas beschränkte Fuhrmann Klaus dachte wohl, es sei eine Wohlthat für den Schlafenden, wenn er auf den halben Weg nach Hause gebracht werde."

Schwächer und schwächer wurde nun die Stimme des Unglücklichen, und mit großer Anstrengung vermochte er nur noch einige Angaben über Koopmans Wohnung zu machen. Dann aber versagten ihm die Kräfte, weiter zu sprechen. Nur seine Augen hielt er noch mit flehendem Ausdruck auf Albrecht gerichtet. Dieser verstand ihn und ergriff seine Hand mit sanftem Druck.

„Wohl gedachtet Ihr es böse mit mir zu machen, aber der gütige Gott lenkte mein Schicksal gnädig. Da Ihr reuig und bußfertig seid, so vergebe ich Euch, John Kelling, von ganzem Herzen, und ich bitte Gott, Euch nicht anzurechnen, was Ihr an mir gesündigt habt. Mit Koopmans Hilfe hoffe ich den Schatten des auf mir ruhenden Verdachtes zu beseitigen, und so laßt es Euch zur Beruhigung dienen, John, daß das Böse, das Ihr mir damals zugefügt, bald ganz überwunden sein wird."

Dankbar schaute der Kranke nach Albrecht, und ein friedlicher Zug legte sich auf die vorher noch so unruhigen Gesichtszüge. Dann blickte er zu Frans hinüber und deutete nach der Bibel in dessen Hand. Frans stand auf, er wußte, was der Sterbende wollte. Er schlug die Gleichnisse vom verlorenen Sohne und vom verlorenen Schafe auf und las sie bis zu Ende. Als er an die Stelle kam „und es wird Freude sein über einen Sünder, der Buße thut", hörte er einen tiefen, erlösenden Seufzer. John Kelling hatte seine Seele ausgehaucht, und auf seinem Angesichte lag noch der Frieden, mit dem ihn die Verheißung des göttlichen Wortes in der letzten Minute seines Lebens gesegnet hatte.

15. Kapitel.

Neues Leben.

„Welch eine Fügung!" sagte Frans erschüttert, als er mit Albrecht auf seiner Stube die für beide so wichtigen Mitteilungen des sterbenden Kelling erörterte. „Welch eine Fügung! Ist es nicht, als ob Gott jenen Menschen uns zugeführt hätte, um dir ein Mittel an die Hand zu geben, deine Unschuld vor der Welt beweisen zu können, zugleich aber auch mir die Gefahr zu zeigen, welche meinem Lande so nahe bevorsteht. Ah, eine Revolution also! Darum die aufreizenden Reden, welche mir bei meinem letzten Besuche in Johannesburg schon auffielen. Wie Schuppen fällt es jetzt von meinen Augen, und ich sehe nun klar, worauf es unsere Feinde abgesehen haben. Dann aber müssen wir ihnen entgegenhandeln, und da wir ihre Absichten kennen, muß es uns auch gelingen, die rechten Mittel zur Abwehr zu finden."

Erregt ging Frans auf und ab, während in dem Herzen seines jüngern Freundes eine andre Gärung wogte und brauste. Endlich, endlich ein Zeuge für seine Schuldlosigkeit gefunden! Darum hin, sobald als möglich, hin nach Kimberley und Klaus Koopman aufgesucht, mit diesem zu Direktor Morris — ah, wie würde dieser brave Herr sich freuen, daß seine gütige Meinung von Albrecht vollkommen gerechtfertigt wurde! Ja, Frans hatte recht, eine wunderbare Fügung Gottes war es, daß Kelling, der einstige Verbündete Kerrs, nun das Mittel geworden war, nicht allein begangenes Unrecht gut zu machen, sondern auch durch Darlegung der jetzigen bösen Absichten Kerrs diese bekämpfen zu können. Transvaal war jetzt Albrechts Heimat, denn er sah in Frans einen zweiten Vater. Für diese Heimat wollte er kämpfen mit Gut und Blut! Einmal schon hatte Kerr ihn aus seinem Wirkungskreis vertrieben — diesmal sollten seine bösen Absichten scheitern!

Ausführlich besprachen die Freunde nun ihre nächsten Pläne. Es wurde verabredet, daß Albrecht zu seiner Rechtfertigung nach Kimberley und von da aus zu seinem Vater nach Kapstadt gehen sollte, um letzterem einen kurzen Besuch abzustatten, während Frans sich nach Johannesburg begeben wollte, wo er die Spuren von Kerrs Wirksamkeit und diesen selbst entdecken konnte.

„Lange kann ich dir nicht Urlaub gewähren," fügte Frans hinzu, als er seine Absicht kundgethan hatte, „denn man kann nicht wissen, was die nächste Zeit an Ereignissen, die deine Anwesenheit nötig machen, bringen kann. Eine Woche aber, denke ich, mußt du deinem Vater doch schenken. Die Goldgräberarbeit würde ich vorläufig am liebsten ganz einstellen. Indessen dürfen wir aber die wertvolle Grube nicht ganz ohne Aufsicht lassen, und deshalb will ich Hans Botha ersuchen, mir einige seiner Söhne für die nächste Zeit herzuschicken. Finde ich in Johannesburg vorläufig nichts für mich zu thun, so könnten mich Andries und Claas Botha bei der Arbeit hier unterstützen."

„Das ist ein guter Gedanke, Ohm Frans, und ich verlasse dich mit leichterem Herzen, wenn Bothas starke Jungen dir während meiner Abwesenheit zur Seite stehen. So will ich mich denn auch gleich morgen auf die Reise nach Kimberley machen. Da diese Stadt jetzt direkte Eisenbahnverbindung mit Kapstadt hat, so wird nicht allzuviel Zeit mit der Reise verloren gehen, und meine Angelegenheiten werden hoffentlich jetzt, wo alles klar liegt, bald erledigt sein."

„Das hoffe ich ebenfalls, mein Junge. Da ich aber gern wissen möchte, was du in Kimberley ausrichtest, so könntest du mir von dort aus einen Brief senden, der mich noch hier auf der Farm antreffen würde, da doch einige Tage vergehen werden, ehe ich deine Stellvertreter geholt und in die Arbeit eingerichtet habe. Willst du das thun, mein Junge?"

„Von Herzen gern, Ohm Frans! Gebe Gott, daß ich dir gute Nachrichten senden kann."

Es war einige Tage später, als der berittene Bote von Klerksdorp, ein ziemlich seltener Gast in Pieters Farm, dem Hausherrn einen Brief für „Mynheer Frans Haan" übergab. Pieter, der schon wußte, um was für Nachrichten es sich handelte, schickte das Schreiben sogleich durch einen sicheren Mann nach dem Hartebeest-Veldte, wo Frans mit Bothas zwei Söhnen, Andries und Claas, bei der Grubenarbeit beschäftigt war. Ein hoher Dornwall umschloß das Grubengebiet, in dessen Mitte ein großes Zelt Raum gefunden hatte, welches den Goldgräbern zur Wohnung diente.

Frans öffnete unverzüglich Albrechts Schreiben und las nun folgendes:

Freue dich mit mir, guter alter Ohm, denn mit meiner Angelegenheit ist es über alle Erwartung gut und schnell gegangen! Zunächst also war es meine erste Sorge, Klaus Koopman aufzusuchen, und damit hatte ich nicht viel Mühe, denn Kellings Angaben über des Fuhrmanns Wohnort erwiesen sich vollständig richtig.

Koopman, der mir den Eindruck eines ehrlichen Mannes machte, konnte sich noch recht gut auf die bewußte Sache besinnen. Er war ganz entrüstet, als ich ihm erzählte, welche Schurkerei er mit der Ausführung jenes Auftrags von Kelling unterstützt hatte und versicherte mir hoch und teuer, daß, wenn er den wahren Sachverhalt geahnt hätte, er um keinen Preis den Betrügern zu Diensten gestanden haben würde.

Hierauf bat ich ihn, mich zu Direktor Morris zu begleiten, um dort seine Aussage zu wiederholen. Bereitwillig folgte er mir nach dem Compound, wo wir, als ich dringende Gründe für mein Kommen angab, auch eingelassen und zu dem Oberdirektor geführt wurden. Dieser empfing mich außerordentlich freundlich, so daß ich von vornherein mutmaßte, es müsse sich wohl in der Folge noch einiges zu meinen Gunsten herausgestellt haben. So war es denn wirklich auch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von G. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

12. September 1900.

Rußländer.

Unsere Agenten in Rußland dürfen unter keinen Umständen mehr als zwei Rubel für einen Jahrgang „Rundschau" nehmen.

Anstatt $34.97 sollte $32.15 als Totalsumme unter dem Bericht über das Deutsche Lehrerinstitut stehen.

Sollte Silber siegen, dann werden in erster Reihe diejenigen ans Leiden kommen, die da für Lohn arbeiten und auch die kleineren Geschäftsleute.

„Was denkst du, bleiben unsere Mennoniten ihrem Bekenntnis von der Wehrlosigkeit getreu, wenn sie für Militarismus und Eroberungskriege stimmen?" lautete eine an den Editor gerichtete Frage. Wir wollen erfahrenen Männern gerne Raum geben, diese Frage zu beantworten.

Wir sind im Besitze von stark politisch gefärbten Korrespondenzen. Dieselben werden nicht gebracht. Wir wollen die „Rundschau" nicht als „Ring" für politische Klopffechter angesehen haben. Wir werden von Zeit zu Zeit die besten Artikel aus den beiden Hauptlagern bringen und überlassen es dann jedem für sich zu entscheiden.

Welchen Kalender werde ich dieses Jahr kaufen? Wenn du nur einen kaufen kannst, dann kaufe den besten und den billigsten — den „Familienkalender". Preis 6 Cents (12 Kopeken). Die Kalender werden in wenigen Wochen zum Versand fertig sein. Die Agenten mögen schon getrost Bestellungen herbombardieren.

„Kurze Erklärungen und Erläuterungen zum Katechismus" von D. H. Epp, Prediger der Chortitzer Mennonitengemeinde, ist ein Buch von 296 Seiten und kostet portofrei 85 Cents. Dieses Buch eignet sich besonders für den Taufunterricht in denjenigen unserer Gemeinden, die da noch nach dem sog. „russischen" Katechismus unterrichten.

Ein Betrüger scheint der Mann doch zu sein, welcher in Missouri, Kansas und Nebraska unter Mennoniten umherreist und sich unter folgenden Namen: Von Rosen, Peterson, Nazarenus u. s. w. als einen Delegaten der in den Ostseeprovinzen, Rußland, wohnenden Mennoniten ausgiebt und hier in Amerika angeblich für die in Rußland hart verfolgten Mennoniten Ansiedlungsplätze sucht. Warum läßt dieser saubere Herr sich bei russischen Mennoniten so wenig sehen? Hoffentlich läßt sich kein Leser der „Rundschau" von solch einem Subjekte anpumpen. Die „Rundschau" hat keinen persönlichen Haß gegen den Mann, sieht es aber auch in diesem Falle als ihre Pflicht an — zu warnen.

Am 8. September früh morgens klopfte jemand bei Editors an der Thüre und ein lautes „Sdrawstwujte!" schallte uns entgegen. Zu unserer großen Freude und vollständigen Ueberraschung stand Nachbar P. L. Janzen von Hillsboro, Kansas, auf der Porch. Daß wir uns wirklich sehr freuten, wird uns jeder glauben, der längere Zeit von seinesgleichen entfernt hat leben müssen. Zufällig traf Br. Janzens fünfzigster Geburtstag gerade auf diesen Tag. Glückwunsch! Br. Janzen ist ein ehrlicher und daher erfolgreicher Geschäftsmann. Er kam jetzt von Philadelphia, wo er sich ein möglichst gutes Absatzgebiet für seine Butter (er ist ein Creamerybesitzer) gesucht hat. Hoffentlich trifft er daheim alles froh und munter an.

Samstag, den 1. September, hatte der Editor das Vergnügen, Herrn W. J. Bryan, Präsidentschaftskandidaten der demokratischen Partei, in South Bend sprechen zu hören. Eine unabsehbare Menschenmenge hatte sich eingefunden und lauschte fast zwei Stunden lang den beredten Worten des sonnengebräunten Sohnes der Prairie. Wenn der Editor die Argumente des Sprechers in Bezug auf das Finanzsystem nicht verstehen und also auch nicht annehmen konnte, so waren doch Herrn Bryans Argumente gegen Trusts und gegen den Philippinenkrieg recht schlagende. Eins ist sicher: so dumm, wie kleinliche Republikaner den genialen Mann machen wollen, ist er lange nicht. Wenn die demokratische Partei in dieser Wahlkampagne wieder den Kürzeren zieht, so ist daran nur die Silberplanke schuld. Die Menge jubelte dem Sprecher zu. Die Dächer der nächsten Häuser und Kirchen waren mit Menschen angefüllt; ja einige Wagehälse waren sogar auf Telephonpfosten geklettert und saßen den ganzen Abend dort oben auf den vielen Telephondrähten.

Aus Medford, Oklahoma, erhalten wir die lakonische Zuschrift von einem uns wohlbekannten Mann: „Freue mich, daß die „Rundschau" mit Elementen wie die „Hillsboro Post" und „Swedenborgianer" nicht gut fertig wird. Nur immer zu, Stellung genommen gegen Unwahrheit und Irrlehren." Wir wollen nicht Streit, aber unsere Prinzipien lassen wir nicht unverteidigt in den Schlamm treten. Jeder „ehrliche" Mennonit giebt uns darin recht. Wir haben in beiden Fällen nur versucht, unser Volk vor Gefahren zu warnen. Wenn wir sehen, daß Irrlehrer versuchen, in unsere Gemeinschaft einzudringen, dann ist es unsere Pflicht zu warnen und wenn die „gelbe" Presse, welche jeglicher Aufrichtigkeit bar und jeden Augenblick bereit sich selber zu verkaufen in unsere Häuser dringt, dann müssen wir wieder warnen. Wir haben genug Verflachung unter unserem Volke und jeder, dem es um die Hebung unseres Volkes und um Verbreitung christlicher Bildung zu thun ist, sollte nicht Institutionen unterstützen, welche sich, wenn's paßt, für mennonitisch ausschreien, übrigens aber vom Mennonitentum gerade so weit oder weiter entfernt stehen als Swedenborgianer. Wir sind in diesem Lande sehr frei und dürfen lesen, was wir wollen. Niemand kann und sollte uns zwingen oder bereden, dieses oder jenes Blatt zu halten. Der Amerikaner braucht keine Vormünder, aber eine Entscheidung zwischen Wahrheit und Lüge treffen muß er doch einmal.

Die plötzliche Aenderung in der russischen Frontpolitik in China hat die krieg- und blutdürstige Welt in maßloses Erstaunen versetzt. Als Kaiser Nikolaus durch die Haager Friedenskonferenz der Welt eine „wunderbare Mär" verkündigen ließ, gingen die säbelrasselnden Casinohelden nicht darauf ein und als sie die Sache recht aufmerksam durch ihre „Kneifer" betrachtet hatten, fanden sie, daß Falschheit und Heuchelei dem Ganzen zu Grunde läge. Die Nationen fuhren fort zu rüsten und die Donner des Krieges erschütterten die Alte sowohl als die Neue Welt. Rußland durfte angesichts dieser Thatsache nicht feiern: es mußte Eisenbahnen bauen und Panzerschiffe bestellen. Als der Rummel in China losging, war alle Welt neidisch auf Rußland und trotzdem Rußlands Interessen dort in erster Linie in Betracht kamen, trotzdem Rußland dort die größte aggressive Macht repräsentierte, wollte man Rußland doch um keinen Preis die Führerschaft überlassen. Als Rußland sich auch dieses gefallen ließ, riefen die „Helden vom Casino": „Aha, Rußland wagt's nicht, gegen uns zu mucksen!" Daß auch dieses Verhalten Rußlands eine Friedensäußerung sei, fiel den „gen Himmelstarrenden Schnauzbärten" ja gar nicht ein. Dem Unreinen ist eben alles unrein. Daß nun Rußland gar plötzlich vorschlägt Peking zu räumen, bis die Chinesen in ihrer eigenen Bude aufgeräumt haben, ist den „Kriegern" ein neuer Beweis von der Heimtücke des „Weißen Zaren", der nicht jedem Federfuchser erlaubt in seine Karte zu schauen. Wir Mennoniten wollen an die Friedensideen des Zaren glauben und Gott bitten, daß es ihm möglich werde, dieselben zu realisieren.

Eine Bitte

möchten wir vor alle lieben Leser dieses Blattes zur gefälligen Beherzigung bringen, wenn wir ihnen hiermit sagen, daß das Direktorium von Bethesda-Hospital am 3. September 1900 beisammen war, und hat neben manchen andern folgenden Beschluß gefaßt: „Da unser Bethesda-Hospital schon öfter überfüllt war, und da es dem Direktorium bei der Einrichtung des in Aussicht genommenen Instituts zur Ausbildung unserer Krankenpflegerinnen sehr erwünscht wäre, etwas mehr und passenderen Raum zu einem Lokal für diesen Zweck zu haben, so möchte das Direktorium sehr gerne Gebrauch machen von der Anordnung der letzten Jahresversammlung, einen Anbau an Bethesda-Hospital aufzuführen, wenn das Geld dazu einkäme. Wir ersuchen also alle l. Freunde unsers Werkes, die durch ihre Beiträge dieses Werk ins Leben gerufen und unterhalten haben, auch aufs neue zu gunsten dieses Gebäudes ihr Herz zu öffnen, und solche Geschwister die unserm Verein noch nicht beigetreten sind, durch Einzahlung einer Liebesgabe von $10.00 unserm Verein als Glied beizutreten, überhaupt möchte man, wenn unsere, zum Zweck der Sammlung für diese Gaben, auszusendenden Kollektanten zu ihnen kommen, dieselben mit freiwilligen Gaben erfreuen.

P. Balzer, Vors.,
H. Banman, Schr.

Da auch wir Zuschriften von Adventisten erhielten, daß Pred. Canright erst Adventist, dann Baptist und jetzt Lutheraner sei und seine Traktate gar nicht selber geschrieben habe, so bringen wir folgenden Artikel aus dem „Sendboten", welcher die adventistische Lüge festnagelt.

Eine alte adventistische Verleumdung wieder einmal.

Im Lauf der letzten zehn Jahre hat der „Sendbote" wiederholt die Stellung des Predigers D. M. Canright angeben müssen. Derselbe war vor etwa zwanzig Jahren in hohem Ansehen bei den Adventisten, denn er befürwortete damals die Einführung des jüdischen Sabbats an Stelle des christlichen. Da er ehrlich zu Werke ging, ließ ihn Gott die Widersprüche der Adventisten erkennen und die Unmöglichkeit, das zeremonielle Gesetz des Alten Bundes mit dem Wesen des Neuen Bundes zu verbinden. Er verließ die Adventisten und wurde Prediger einer Baptistengemeinde, wie er es heute noch ist. Seine Widerlegung der adventistischen Irrtümer, in verschiedenen größeren und kleineren Schriften dargelegt, ist dermaßen in Gottes Wort begründet, daß die Adventisten dieselbe nicht parieren können. Sie greifen daher zu fleischlichen Waffen und scheuen sich nicht, durch schnöde Verleumdung den Mann, den sie für ihren Feind ansehen, zu verfolgen. So schrieb in diesem Monat ein werter Bruder im Amt einmal wieder die Frage an die Redaktion: „Was thut D. M. Canright gegenwärtig? Gehört er unsrer Gemeinschaft noch an?" Dazu bemerkt der Fragesteller: „Die Adventisten sagen, Canright habe die Traktate gegen sie gar nicht geschrieben; wir (Baptisten) gebrauchen nur seinen Namen etc.

Wir haben öfters dargethan, daß die Adventisten das Gebot, welches sie mit Begeisterung stets in den Vordergrund stellen, samstäglich übertreten. Der Beweis ist an den Pferden und Wagen zu sehen, die vor ihren Versammlungshäusern dem Wortlaut des vierten Gebotes zuwider stehen. Sie halten dafür, daß der liebe Gott den siebenten Tag in der Woche nach dem vom Papst Gregor XIII. bestimmten Kalender ebenso heilig achte, wie Israel im Alten Bunde und im kleinen Palästina seine Sabbate nach zeremonieller Zeitrechnung auferlegt waren. Diese verblendeten Adventisten meinen, wenn der Samstag anstatt des Sonntags gerade so gefeiert wird, wie andere Christen den Tag des Herrn feiern, dann dürfe ihr Gewissen befriedigt sein. Sie vergessen, daß das Gesetz, als ein Zuchtmeister auf Christum, Forderungen stellt, die sie weder halten, noch halten können. Indem sie an das Gesetz appellieren, verfallen sie dem Gesetz.

Aber nicht allein übertreten sie also ihr Lieblingsgebot, sondern auch andere Gebote und namentlich das neunte, wie obige Fragen mit Bemerkungen zur Genüge darthun. Es steht im Gesetz geschrieben: „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten." Und im Neuen Testament: „So leget ab alles Afterreden." „Alle, die lieb haben und thun die Lügen," werden nicht in das himmlische Jerusalem eingehen (1. Petri 2, 1; Offb. 22, 15). Aber daran kehren sich die Adventisten nicht, wenn sie es mit den schlagenden Beweisen, die der ehrliche Canright gegen ihre Widersprüche vorbringt, zu thun haben.

Mit diesen Bemerkungen darf die Sache einmal wieder abgethan sein; auf wie lange, ist schwer zu sagen. Denn in den Blättern der Adventisten wird der Verleumdung nicht gesteuert. Der Redakteur der adventistischen deutschen Zeitschrift könnte durch ein paar Worte, in welchen er Canrights gegenwärtigen Stand ehrlich angehen würde, viel dazu beitragen, daß seine Mitverbundenen die immer wieder hervortretende Lüge ablegen. Wird er es thun?

Briefkasten.

Jakob Friesen. —Deine Zuschrift, lieber Vetter, mit großem Interesse gelesen, aber — it geit nich!

Peter Kroeker. — Die 45 Rbl. erhalten. Danke.

Die „Rundschau" von jetzt bis Neujahr zur Probe für 14 Cents. Schickt Postmarken.

(Fortsetzung von Seite 2.)

lasen in Nummer 20 der „Rundschau", daß Tante Voth an der Wassersucht leidet. Wir sind neugierig zu hören, was sie machen. Gehe denn gleich über nach Mariawohl, da hab ich noch einen Onkel Namens H. Voth, auch von da möchten wir gerne mal was hören. Da sind denn noch viele Nichten und Vettern. Würden uns sehr freuen, etwas von euch allen zu hören. Bemerke noch, daß wir so ziemlich gesund sind. Außer unsre jüngste Tochter, welche schon seit sieben Wochen einen schlimmen Husten hat. Hier herrscht sehr der Husten und der rote Ausschlag, sind auch schon viele Kinder gestorben. Im vergangenen Jahr starb uns ein Söhnchen von vier Monaten. War nur 22 Stunden krank, aber gleich sehr krank. Besonders die letzten Stunden waren sehr schwer. Dann führte der Herr uns wieder in eine Prüfung: ich fiel wieder in meine alte Krankheit. Dann wurden wir uns einig, wir wollten nach Taschkent zum Arzt fahren, so machten wir uns Ende September reisefertig, fuhren Montag auf Mittag in Gesellschaft mit Br. H. Ott und Geschwister Franz Otten hier weg. Letztere fuhren nach Chiwa auf Besuch. Schwester Ott durfte ihre Mutter helfen beerdigen. Wir kamen Sonnabends, 3 Uhr nachmittags, in der Stadt Taschkent an und gingen Montag zum Arzt. Er befrug sich alles, verschrieb uns dann Medizin. Ich war diesen Winter auch sehr gesund, und jetzt geht es auch so ziemlich. Laßt uns darnach ringen, daß wir uns alle dort verklärt wiedersehen.

Will noch ein wenig von der Witterung schreiben. Es ist gegenwärtig schön; von Mittwoch auf Donnerstag hat es sehr geregnet. Wir hatten den Klee eben gemäht. Muß nun noch ein paar Tage liegen zum Trocknen. Heute beendigen wir für dies Jahr die Bewässerung. Ja, der liebe Vater versorgt uns auch hier in Asien. Er läßt im Winter Schnee auf die Gebirge fallen und dann haben wir den Sommer genug Wasser, unser Getreide zu wässern. Das Getreide steht wieder schön. Einige lassen schon Weizen von den Kirgisen schneiden. Diese schneiden mit der Sichel. Es beschickt nicht sehr, aber wir haben noch immer alles bis zum Winter auf den Boden bekommen. Berichte noch, daß meine Mutter noch lebt, sie zählt 63 Jahre und ist dieses Jahr sehr leidend. Sie läßt alle Freunde und Bekannten grüßen mit Ps. 27, 1. Mein Vater Abraham Wedel starb vor vier Jahren, er war über zwei Jahre leidend, aber immer getrost im Herrn. Wenn wir nach Hause kamen ihn zu besuchen, dann fragte ich ihn manchmal: „Wie geht es?" „O Kind," sagte er dann, „es geht himmelwärts. Ich habe ja den Heiland als Führer, der läßt mich nicht allein." Wir mußten ihm manches schöne Lied singen.

So will ich denn noch ein wenig nach Oklahoma zu alten Kor. Reimers gehen. Ihr werdet auch wohl die „Rundschau" lesen. Als wir von Jakob Reimers den Brief bekamen, bestellten sie, wir sollten alte J. R. grüßen. Dem bin ich auch nachgekommen. Ich ging selbst hin mit dem Brief, las ihnen dann auch vor. Der alte Onkel kann nichts mehr sehen, er hat immer einen Stock, damit kann er allein zu den Nachbarn gehen. Ich ging noch mit der Tante in ihre Stube und sie zeigte mir die Photographien, die sie von ihnen bekommen haben, sie sagen ihnen schönen Dank dafür. Tante sagte: „Ja, ich und Tante Reimer, wir haben uns sehr lieb gehabt." Sie wünscht noch manchmal, wenn sie noch einmal könnten zusammen sprechen, aber das sieht ihr für diese Zeit dunkel. Sie glaubt dort oben Sie wieder zu treffen. Sie sagte, ich sollte nur schreiben, denn die Kinder hatten nicht Zeit.

Grüßend,

J. M. Wedel.

Landwirtschaftliches.

Der Ldw. Beilage der „Jll. Stztg." entnehmen wir folgende Notiz:

Die verschiedenen Bahnen, die in Kansas den Frachtverkehr vermitteln, borgen sich zur Zeit von den östlichen Linien soviele Frachtwaggons, als sie nur bekommen können, da ihre eigenen Beförderungsmittel bei weitem nicht ausreichen, um die Weizenernte auf den Markt zu bringen. Die Santa Fe-Eisenbahn hat 600 Waggons und die Union Pacific fast ebensoviele geborgt, während die Rock Island mit ihren neuen Waggons kaum ausreicht. Nach der Berechnung eines Statistikers würde es 100,000 Waggons nehmen, um die Kansaser Weizenernte auf einmal zu Markte zu bringen.

Anläßlich der Dürre, unter welcher Kansas seit Wochen litt, heißt es, daß bezüglich der Welschkornernte des Staates kaum noch auf 10,000,000 Bushel gerechnet werden kann, während sich die Ernte bei normaler Witterung auf mindestens 225,000,000 Bushel belaufen haben würde.

Mit der Anpflanzung von Birnbäumen hat man in Anderson County in Texas keinen Erfolg gehabt. Sie wachsen sehr gut, tragen auch drei oder vier Jahre, sterben dann aber ab.

Die diesjährige Weizenernte in Indiana beträgt angeblich nicht mehr als 8 Millionen Bushel, während sie in früheren Jahren sich auf 30—40 Millionen Bushel belief. Der Ertrag ist kaum ausreichend, als Saatgut und zum Verkauf bleibt wenig übrig.

Das Klären (Schönen) des Weines mit Hausenblase.

Die Schwimmblase des Hausen, eines Fisches des Kaspischen Meeres, ist eines der gebräuchlichsten Klärmittel für trübgebliebene Weine. Die Hausenblase wird in Stücke zerschnitten und im Wasser gequellt. Nach vierundzwanzig Stunden ist das Wasser zu entfernen und die Masse gut durchzukneten. Sodann wird etwas Weißwein darauf gegossen; ist dieser von der Hausenblase aufgezogen, so setzt man wiederum Wein zu und so fort bis der Wein über der Hausenblase stehen bleibt. Dieser Fall tritt meist nach drei Tagen ein, dann wird die Masse durch ein Sieb gerieben, beziehungsweise durch ein Tuch gedrückt, der Brei auf Flaschen gefüllt und liegend aufbewahrt. Mann rechnet auf 10 Gramm Hausenblase 1 Pint Wein. Soll die Masse nun zur Verwendung kommen, so schüttet man die Hausenblase in eine Schüssel, schlägt sie mit Wein gut durch und schüttet sie häufig von einem Gefäß in das andere, um ihr möglichst viele Luft zuzuführen. Ist dieses geschehen, so kann das Mittel dem Weine zugesetzt werden, der hierauf gut umzurühren ist. Die an der Faßwandung haftende Hausenblase, die sich beim Umrühren nicht loslöst, entfernt man, indem man mit einem hölzernen Hammer kräftig auf die Dauben schlägt. Nach 3 bis 4 Wochen wird der Wein abgezogen. Die Menge der Hausenblase, die dabei verwendet wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, da das von dem Grade der Trübung abhängt. Man probiert es zunächst an einer Flasche; im Durchschnitt sind 2 bis 4 Gramm trockene Blase auf 25 Gallonen Wein zu nehmen.

Die beste Zeit zum Gießen.

Die beste Tageszeit zur Bewässerung des Rasenplatzes oder Gartens ist der späte Nachmittag oder Abend. Geschieht das Bewässern zur heißen Tageszeit und berührt das Wasser die Pflanzen, so verursacht es gerne Brand in denen, die zarte Gewebe haben. Auch kühlt es gerne den Boden ab und vermindert also den Wurzeldruck, der das Wasser in die obern Pflanzenteile treibt, dermaßen, daß die Pflanzen zuweilen während des Begießens schlimm verwelken. Es ist auch wahr, daß die Ausdünstung von der Oberfläche am Spätnachmittag und während der Nacht wesentlich geringer ist, so daß mehr von dem aufgegossenen Wasser tiefer in den Boden eindringt, folglich nicht so leicht durch sofortige Ausdünstung wieder verloren geht. Nimmt man sich indes wollige Tage zu nutze, so darf man das Wasser auch ebenso wohl morgens oder vormittags anwenden. Der Hauptpunkt bei der Bewässerung ist nämlich, das Wasser so anzuwenden, daß kein Brand entsteht, und zu einer Zeit, wo die geringste Ausdünstung dem Aufgießen folgt.

Wenn zur Befeuchtung von Rasenplätzen und Parks große Mengen Wasser benutzt werden, was zur Erzielung der besten Wirkung auch nötig ist, darf man das Wasser zu irgend welcher passenden Zeit anwenden. Wo Gärten derart bewässert werden, daß man das Wasser in Furchen eindringen läßt, so daß es langsam hindurch läuft und allmählich in den Boden einsickert, darf man auch das Wasser zu jeder beliebigen Zeit einlassen, da nur ein geringer Unterschied der Ausdünstung zu befürchten ist. In diesem Fall kommt das Wasser freilich nicht mit den Pflanzen in Berührung.

Die Aufbewahrung der Butter für den Winterbedarf.

Junghans.

Von verschiedenen Seiten sind Briefe bei uns eingelaufen, in denen Aufschluß begehrt wird über die Zubereitung der Butter für den Winterbedarf der Familie. Im Spätsommer und Herbst erhält man niedrige Preise für die Butter. Doch ist man, so berichtet man uns, genötigt, die Butter zu verkaufen, weil sie sich nicht bis in den Winter hält. Man ist alsdann häufig gezwungen, die für den eigenen Haushalt während des Winters erforderliche Butter zu ungebührlich hohen Preisen zu kaufen.

Man sieht, es handelt sich hier um solche Familien, die entweder in einer kleineren Ortschaft wohnen, und eine Kuh halten, oder auch um solche Farmer, welche die Milchwirtschaft in beschränktem Maßstabe betreiben.

Einige unserer Korrespondenten scheinen der Ansicht zu sein, um Butter längere Zeit aufzubewahren und sie gegen des Ranzigwerden zu sichern, sei es nötig, dieselbe mit solchen Zusätzen zu vermengen, durch welche sie frisch erhalten und gegen Fäulnis geschützt wird. Das ist ein Irrtum. Auch ist nicht etwa nötig, daß die Butter ungewöhnlich stark gesalzen wird, um sie längere Zeit frisch zu erhalten.

Ich erinnere hier an die in Deutschland unter dem Namen „Präservierte Butter" bekannte, auf Schiffen, welche weite Seereisen machen, vielfach gebrauchte Butter. Diese Butter hält sich 2 Jahre lang vollkommen frisch. Der größere Teil dieser Butter wird in Dänemark, dieser hohen Schule der Milchwirtschaft, hergestellt.

Diese Butter wird in Büchsen luftdicht verpackt. Sie behält während des erwähnten Zeitraums ihre schöne goldgelbe Farbe, ähnlich der des vollständig gereiften Haferstrohs. Drückt man die flache Seite einer blanken Messerklinge sanft auf die Butter, so bleibt auch nicht der geringste Teil derselben an dem Messer kleben. Man bemerkt an der Klinge nur einige außerordentlich kleine Tröpfchen klaren Salzwassers. Die Butter verbreitet jenen wunderbaren Würzduft, wie solcher nur der allervorzüglichsten Butter eigen ist. Wie die feinsten Weine sich durch das unter dem Namen „Blume" bekannte Aroma auszeichnen, so zeichnet sich Butter bester Beschaffenheit durch einen ihr eigenen, unbeschreiblichen Wohlgeruch aus. Auch von dem Geschmack dieser Butter kann man nichts Rühmlicheres sagen, als wenn man ihn als reinen Buttergeschmack bezeichnet.

Die Butter schmeckt wie Butter. Das ist ihr höchster Ruhm. Der hier beschriebene Zustand gilt natürlich nur von solcher Butter, die eine Temperatur von etwa 55 Grad hat.

Die Untersuchung derartiger dänischer Butter zeigte, daß der Salzgehalt ein sehr geringer ist. Auf jedes Pfund Butter kommt 1/4 Unze Salz. Ursprünglich rechnete man auf jedes Pfund Butter 3/4 Unze Salz. Die Hälfte des Salzes verschwindet während der Bearbeitung.

Man glaubt vielleicht, es handele sich hier um ein besonderes Geheimnis. Vielleicht wird ein ganz absonderliches Verfahren bei der Bereitung der Butter eingehalten? Vielleicht wird mir derselben ein uns unbekanntes Verwahr- (deutsch Präservativ-)Mittel vermengt? Nicht doch!

Wie kommt es denn, daß sich die Butter so lange frisch erhält? Ich will meinen Lesern die Ursache verraten. Sie besteht einzig und allein in der ursprünglichen Reinheit der Butter! Alle fremden Bestandteile, namentlich die geringste Spur von Buttermilch, werden bei der Bearbeitung mit der allerpeinlichsten Gewissenhaftigkeit ausgeschieden. Bleibt in der Butter auch nur das geringste Teilchen von unreinem Stickstoff, so wird dadurch der Samen zur Fäulnis der ganzen Masse gelegt.

Daß bei Anfertigung der Butter überhaupt alle Bedingungen eingehalten werden müssen, die zur Gewinnung einer Ware allerfeinster Beschaffenheit erforderlich sind, und daß viel ankommt auf die tadellose Art der Verpackung, bedarf kaum der Erwähnung.

Aus dem Gesagten dürfen wir den Schluß ziehen, daß wir bei dem baldigen Ranzigwerden der Butter annehmen dürfen, daß es bei Bearbeitung derselben übersehen wurde, dieselbe von sämtlich darin enthaltenen fremden Bestandteilen zu säubern, oder daß nicht jener außerordentlich hohe Grad von Reinlichkeit eingehalten wurde, der bei Anfertigung von Dauerbutter unumgänglich notwendig ist.

Die im Spätsommer und Herbst gewonnene Milch eignet sich ganz besonders zur Herstellung von Butter, die sich lange frisch erhält. Vorausgesetzt muß selbstverständlich werden, daß die für den Winterbedarf bestimmte Butter nicht nur von guter Beschaffenheit sein muß, sondern daß sie an einem passenden, luftreinen, möglichst trockenen und kühlen Orte aufbewahrt wird. Der durchschnittliche Gemüsekeller, in welchem Kartoffeln, Kohl, Sauerkraut u. s. w. überwintert werden, eignet sich nicht zur Aufbewahrung der Butter.

Auf der Buschbauerfarm hielt sich seiner Zeit die im Spätsommer gemachte Butter stets über Winter vollkommen frisch. Das bei dem Einlegen eingehaltene Verfahren ist das folgende. Die frische Butter wird in Steintöpfe eingelegt, von denen jeder 2 bis 4 Gallonen hält. Nach vorhergegangener Reinigung werden die Töpfe im Inneren mit Salz ausgerieben. Auf dem Boden des Topfes wird von der Dicke eines Strohhalms eine Schicht feingepulverten, weißen Zuckers bester Sorte ausgebreitet. Auf diesen kommt, fest eingedrückt, eine zwei Zoll dicke Lage Butter. Darauf eine Strohhalm dicke Schicht Zucker. So wird abwechselnd fortgefahren, bis der Topf nahezu voll ist. Auf die oberste Schichte Butter kommt eine 1/2 Zoll dicke Schicht Zucker. Der Topf wird oben mit dichtem, weißem Zeuge zugebunden. Die Butter wird an einem kühlen Orte, in welchem die Luft rein und trocken ist, aufbewahrt. Man legt die Butter frisch ein, sobald sie angefertigt ist. Vor dem Gebrauche wird der an der Butter haftende Zucker mit klarem Wasser abgespült. Von besonderer Wichtigkeit ist das dichte Verpacken der Butter. Luftzellen sind streng zu vermeiden.

(Haus u. Bauernfreund.)

Behandlung der Weinfässer.

Ist ein Weinfaß leer, so versäume man keinen Tag, sondern wasche es mit Wasser alsogleich so lange aus, bis das Waschwasser rein abläuft. Dann legt man es bei geöffnetem Spund und Zapfenloch so auf eine Leiter, daß das noch darin befindliche Wasser austrocknen kann, und läßt es 24—48 Stunden liegen.

Alsdann schließt man das Zapfenloch, brennt das nötige Stückchen Schwefelschnitte, auf einem Draht aufgehängt, im Fasse ab und schließt, nachdem dies geschehen, ebenfalls das Spundenloch so, als ob das Faß voll wäre und die Arbeit ist fertig. Soll das Faß nicht so bald wieder gefüllt werden, so ist die Einschwefelung desselben alle 4—6 Wochen zu wiederholen. Auch empfiehlt es sich, auf dem Fasse mit Kreide zu bemerken, wann es zuletzt eingeschwefelt wurde. Man rechnet für ein 25 Gallonen-Faß gewöhnlich 5 Gr. Schwefelschnitten.

(Acker u. Gartenbauztg.)

Hausarzt.

Der Keuchhusten.

Wenn auch nicht eine besonders gefährliche, so doch für die Kinder recht quälende Krankheit ist der Keuchhusten. Die Krankheitskeime, die denselben hervorrufen, sind noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die Ursache dieser Krankheit Mikroorganismen sind. Kräftige und ältere Kinder überstehen die Krankheit meist gut, dagegen haben schwächliche Kinder härter mit ihr zu kämpfen. Es empfiehlt sich daher, solche besonders bedrohte Kinder bei dem Ausbruch einer Keuchhustenepidemie dem Verkehr mit anderen Kindern auf öffentlichen Spielplätzen, in Kindergärten und Kleinkinderschulen von vornherein zu entziehen, da bei dem Umstande, daß die Krankheit oft genug nicht im Beginn erkannt wird, hier vielfache Gelegenheit zur Ansteckung gegeben ist, und sie, wenn möglich, aus dem von dem Keuchhusten heimgesuchten Orte zu entfernen. Wird ein Kind zur Zeit, wo eine Keuchhustenepidemie herrscht, von einem verdächtigen Husten befallen, so sollte man jedenfalls sofort andere, noch gesunde Geschwister von demselben streng trennen. Kann man die gesunden Kinder nicht nach einem anderen Ort bringen, so wird es doch fast immer möglich sein, sie einer bekannten Familie zeitweilig zu übergeben.

Erfahrungsgemäß beeinflußt eine reiche Zufuhr reiner Luft den Verlauf der Krankheit in günstiger Weise. Daher ist für ein geräumiges Schlafzimmer und für eine ergiebige Lüftung desselben und der Wohnräume Sorge zu tragen. Wenn es die Witterungsverhältnisse gestatten, lasse man ferner die Kinder mehrere Stunden des Tages im Freien zubringen. Natürlich darf man dabei nicht unvorsichtig zu Werke gehen. Herrschen starke oder rauhe Winde oder ist die Temperatur zu niedrig, so hat das Hinausführen der Kinder ins Freie zu unterbleiben. Aber auch an günstigen Tagen soll man mit den erkrankten Kindern möglichst windstille Orte aufsuchen. Oft gestaltet auch eine Ortsveränderung den Verlauf der Krankheit milder, besonders wenn man während der warmen Jahreszeit die Kinder nach einem Ort in geschützter Lage und waldiger Gegend sendet, wo sie sich den Tag über in der staubfreien Luft eines Waldes oder Gartens aufhalten können. Namentlich wird dem Ortswechsel dann ein günstiger Einfluß beigelegt, wenn der Keuchhusten mit seinen charakteristischen Anfällen bereits längere Zeit, ungefähr drei Wochen, angedauert hat.

Von einer örtlichen Behandlung des Rachens und Kehlkopfes mittels Einatmungen, Einblasungen und Pinselungen ist man jetzt meist abgegangen, da diese Vornahmen im allgemeinen wenig Nutzen haben und sie außerdem oftmals auf einen heftigen Widerstand der Kinder stoßen. Dagegen sei ein Handgriff mitgeteilt, der zunächst dadurch den Erkrankten gute Dienste leistet, daß er den Hustenanfall abkürzt und häufig auch unterdrückt. Sobald ein Hustenanfall im Anzuge ist, wird mit den beiden halbgebogenen Zeige- und Mittelfingern der beiden Hände ein jeder aufsteigende Ast der beiden Unterkieferenden — man fühlt rechts und links den aufsteigenden Ast sehr leicht durch die Haut und die Muskulatur hindurch — vor dem Ohr fest gefaßt. Gleichzeitig werden die Daumen aufs Kinn gesetzt, und nun wird mit kräftigem, aber doch sanftem Zug und Druck der Unterkiefer nach vorn und unten geschoben. Hat sich dann der Mund etwas geöffnet, so greifen beide Zeigefinger von rechts und links in der Gegend der Eckzähne ein und halten den Kiefer nun in dieser Stellung fest. Ist der Mund beim Husten bereits etwas geöffnet, so faßt man gleich von Anfang an mit beiden Daumen oder Zeigefingern den Unterkiefer rechts und links in der Gegend der Eckzähne, legt die übrigen Finger an wagerechten Ast des Unterkiefers rechts und links an und vollführt dann den Zug nach unten. Nach einiger Uebung wird man bald den Handgriff in zweckmäßiger Weise ausführen können.

Außerdem hat die regelmäßige Unterdrückung der Anfälle durch diesen Handgriff auch einen günstigen Einfluß auf den Verlauf und die Heilung der Krankheit. Die Einwirkung des Handgriffes erklärt sich dadurch, daß durch das Heben des Kehlkopfes mit dem Zungenbein der Kehldeckel und die Stimmritze geöffnet werden.

Die Ernährung der Kinder ist so zu gestalten, daß man ihnen eine leicht verdauliche Kost möglichst in Breiform oder in fein zerkleinertem Zustande darreicht. Trockene Nahrungsmittel von krümeliger Beschaffenheit sind zu vermeiden, da sie leicht Hustenanfälle auslösen. Auch lasse man die Kinder häufigere kleine Mahlzeiten, und zwar bald nach dem Anfall, nehmen, um so die Kost in flüssiger Form, also vorzugsweise Milch, zu reichen.

Herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Schiller.

Hat der Geist kein festgestecktes Ziel, so verirrt er sich; der ist nirgends, der allenthalben ist.
Montaigne.

Zeitereignisse.

China.

Berlin, 4. Sept. — Eine amtliche Depesche aus Taku berichtet den Empfang eines Telegramms aus Peking vom 25. August, worin es heißt, daß die deutschen Truppen innerhalb der kaiserlichen Stadt einen Hügel besetzt haben. In dieser Depesche heißt es weiter, daß 2000 Mann italienischer Truppen in Taku angekommen sind.

Washington, D. C., 4. Sept. Das Kriegsamt hat heute folgende Depesche von General Chaffee erhalten: „Taku, (ohne Datum): Der schriftliche Bericht bis zum Entsatz der Gesandtschaften wird sobald als möglich abgeschickt werden. Augenblicklich sind die Feindseligkeiten thatsächlich eingestellt worden, und nur hin und wieder werden noch aus dem Hinterhalt Schüsse gewechselt.

Wir hören, daß Li Hung Schang mit Vollmacht versehen ist, aber er befindet sich nicht hier. Werde die Ver. Staaten-Truppen hier behalten, bis man sich über die Friedensbedingungen geeinigt hat. Die Stärke der amerikanischen Truppen beträgt jetzt ungefähr 5000 Mann, und ich halte dieselbe für hinreichend, wenn nicht durch irgendwelche politischen Gründe eine Verstärkung notwendig wird. Wenn die Truppen über Winter hier bleiben, sind die für die Jahreszeit gebräuchlichen Zelte notwendig. Das Wasser im Fluß fällt mit großer Geschwindigkeit, und wir werden bald genötigt sein, unsere Wasservorräte aus einer Entfernung von 40 Meilen herbeizuschaffen. Ich bin überzeugt, daß die Eisenbahn, ehe der Fluß zufriert, nicht ausgebessert werden wird."

Alle die von General Chaffee verlangten Vorräte sind bereits abgeschickt worden. Vieles davon befindet sich bereits in Taku, und das Uebrige wird sehr bald dort eintreffen.

St. Petersburg, 4. Sept. — Folgende Depesche von General Linewitsch ist im Kriegsministerium eingetroffen:

Peking, 21. Aug. — Die Eisenbahn von Yang Tsun nach Peking ist vollständig zerstört. Material für ihre Wiederherstellung ist von Shanghai beordert worden. Bei Yang Tsun wird eine Brücke gebaut. Streckenarbeiter sind an beiden Enden der Bahn mit der Wiederherstellung des Bahnbettes beschäftigt.

St. Petersburg, 5. Sept. — Während das St. Petersburger Amtsblatt die Angabe wiederholt, daß es Rußlands einziger Wunsch ist, die Unruhen in China so schnell als möglich beendet zu sehen, wozu die Wiederherstellung der chinesischen Regierung notwendig sei, erklärt es, daß weitere militärische Maßregeln außerhalb der Hauptstadt nur zu neuen Verwickelungen führen würden.

Es sagt, daß nur durch die Thätigkeit der gesetzlichen Regierung in China dauernde und wohlthätige Resultate erzielt werden könnten. Deshalb sei es notwendig, die Regierung in Peking wieder einzusetzen und die Uebersiedelung der Vertreter der Mächte nach Tien-Tsin würde wesentlich zur Wiederherstellung normaler Verhältnisse beitragen, weil dies in China als Beweis betrachtet werden würde, daß die Mächte ihrem ursprünglichen Programm treu geblieben seien.

Zum Schluß sagt das Blatt: „Wie groß auch immer die gerechte Entrüstung sein mag, die bei allen civilisierten Nationen durch die Ereignisse in China hervorgerufen worden ist, beharrt die russische Regierung bei der Politik der Erhaltung des Friedens mit allen Mächten, die sich für das allgemeine Beste vereinigt haben."

London, 6. Sept. — General Gaselee, der Befehlshaber der britisch-indischen Truppen in der chinesischen Hauptstadt, hat am 29. August an Lord George Hamilton, den Staatssekretär für Indien, aus Peking folgende Depesche geschickt: „Die Verbündeten sind gestern (am 28. August) durch die verbotene Stadt marschiert. Die Briten nahmen dabei den dritten Platz ein, weil die Russen und die Japaner mehr Truppen hatten."

Washington, D. C., 6. Sept. — Die Ansicht der deutschen Regierung über den russischen Vorschlag betreffs der Zurückziehung der Truppen aus Peking ist den Ver. Staaten mitgeteilt worden und lautet, daß es Deutschland für notwendig erachtet, seine Truppen in Peking zu behalten.

Washington, D. C., 6. Sept. — Das Kriegsamt hat folgende Depesche erhalten:

„Taku (ohne Datum). Peking, 28. Aug. — Die Offiziere und Mannschaften der Hilfstruppe in China erstatten dem Präsidenten und dem Kriegssekretär für ihre Gratulationsdepesche ihren Dank ab. Der Einmarsch in das Palastgebiet fand heute um acht Uhr statt, und am nördlichen und südlichen Thor wurde ein Salut von 21 Schüssen abgefeuert. Die Truppen aller Nationen nahmen an dem Marsche teil. Im Palast befanden sich nur ungefähr 300 Bedienstete."

Washington, D. C., 6. Sept. — Das Kriegsamt hat vom General Barry folgende Depesche erhalten:

„Taku (ohne Datum). In Peking ist alles ruhig. Alle Vorräte werden ausgeladen und sobald als thunlich versandt. Die Truppen sind in jeder Weise auf den Winter vorbereitet. Mit chinesischen Beamten hat nach dem 28. August keine Verbindung stattgefunden. James U. Wilson, der Brigadegeneral der Freiwilligen, begiebt sich heute abend nach Peking. Rockhill ist in Shanghai. Die telegraphische Verbindung zwischen Peking und Tien-Tsin ist nur mangelhaft. Die außerordentliche Hitze hat sich gelegt, und werde mich morgen nach Nagasaki begeben, um den ersten Transportdampfer nach Manila zu nehmen."

General Barry geht nach Manila, um das Amt des Stabschefs des Generals McArthur zu übernehmen.

Südafrika.

Crocodile River Valley, Transvaal, 2. Sept.—Sonntag. General Buller hat heute eine Rekognoszierung der Burenstellung in den Lydenburg überblickenden Bergen angestellt. General Botha und 2000 Burghers waren vorher zu den den Paß besetzt haltenden Truppen gestoßen. Die Buren eröffneten das Feuer mit drei „Long Toms" und schossen den ganzen Tag hindurch in einem fort. Die Engländer hatten geringe Verluste.

Kapstadt, 5. Sept. — Nach verschiedenen verzweifelten Versuchen, den Ort zu nehmen und die kleine, aus 150 Mann britischer Truppen bestehende Besatzung zu Gefangenen zu machen, ist die Belagerung von Ladybrand aufgehoben worden. Die Stärke der Buren vor Ladybrand wird auf 2000 Mann angegeben. Die Engländer wurden am 2. September zur Uebergabe aufgefordert, wiesen die Aufforderung jedoch zurück und waren seitdem fortwährendem Geschütz- und Gewehrfeuer ausgesetzt. Der Anmarsch einer Hilfskolonne hat die kleine Garnison wahrscheinlich gerettet.

Rußland.

St. Petersburg, 6. Sept. — Ein Mitglied der geographischen Gesellschaft, Namens Poggenhohl, hat in Begleitung zweier Offiziere und einer Anzahl Soldaten am 2. September den Großen Ararat in Kleinasien bestiegen.

Fürst W. S. Obolenskij-Neledinskij-Meletzkij ist zum Adlatus des Grafen Lambsdorff ernannt worden. Auch diese Ernennung ist ein Beweis für die Stabilität der auswärtigen Politik Rußlands; denn gleich dem Grafen Lambsdorff ist auch Fürst Obolenskij-Neledinskij-Meletzkij mit den Traditionen der russischen auswärtigen Politik der letzten drei Jahrzehnte eng verwachsen. Fürst Obolenskij, ein vielseitig gebildeter Diplomat, feierte im Monat Juni das fünfunddreißigjährige Jubiläum seiner Dienstzeit im auswärtigen Amte. Er war anfangs Translator, wurde 1877 zum ersten Sekretär ernannt, in welcher Stellung er während des 1877er Krieges eine vielseitige Thätigkeit entwickelte. Er wurde 1880 zum Vice-Direktor der Kanzlei des Ministeriums und zum Kammerherrn ernannt, avancierte jedoch alsbald zum Direktor, um 1897, nach der Ernennung des Grafen Lambsdorff zum Adlatus, erster Rat im Ministerium und Stabmeister des Zars zu werden. Fürst Obolenskij und Graf Lambsdorff sind die Hauptmitarbeiter Lobanows und Murawiews gewesen.

Die Witwe des Barons von Ketteler.

Detroit, Mich., 3. Sept.—Präsident H. B. Ledyard von der Michigan Central-Bahn hat heute von seiner Tochter, der Witwe des in Peking ermordeten deutschen Gesandten, Baron von Ketteler, ein Telegramm erhalten, worin sie ihn bittet, sie von Yokohama abzuholen. Ledyard und sein Sohn Henry werden mit dem am 12. September von Vancouver abgehenden Dampfer nach Yokohama abreisen.

Eine Wettfahrt.

New York, 4. Sept. — Die größte je dagewesene Ocean-Wettfahrt hat heute begonnen, als der Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm der Große" und der Hamburger „Deutschland", die schnellsten Handelsdampfer der Welt, in einem Zwischenraum von einer Stunde und zwölf Minuten aus diesem Hafen nach dem englischen Kanal abfuhren. Jeder Dampfer war mit Passagieren besetzt und hatte außerdem noch eine volle Ladung an Bord. Es hieß heute an den Piers, daß die Dampfer auf einem wahrscheinlich 40 Meilen voneinander entfernten Kurs fahren würden, so daß sie einander nur ein paar Stunden lang in Sicht haben würden. Die „Deutschland" wird auf dieser Reise ungefähr 3600 Tonnen Kohlen verbrauchen, der „Kaiser Wilhelm der Große" fast ebenso viel.

76,000,000.

Die Volkszählung dieses Jahres wird eine Gesamtbevölkerung von 76,000,000 ergeben. Dabei sind unsere Mündelländer Porto Rico, Hawaii und die Philippinen nicht mitgerechnet, sonst würde die Bevölkerung um 10 Millionen mehr betragen. Die Zunahme beträgt also im letzten Jahrzehnt ungefähr 24 Prozent; hält sie an, wie bisher, dann werden die Ver. Staaten im Jahre 1910 nahezu 100 Millionen Einwohner zählen, also fast dreimal so viel wie Frankreich und nahezu doppelt so viel wie das heutige Deutschland.

Wenn die Europäer die Ziffern vor die Augen bekommen, welche der diesjährige Census aufweist; wenn sie lesen, wie Bevölkerung, Industrie und Handel, vor allem aber unsere Exportziffern, und zwar in Manufakturwaren gewachsen sind: dann wird ihnen schwindlich vor den Augen werden.

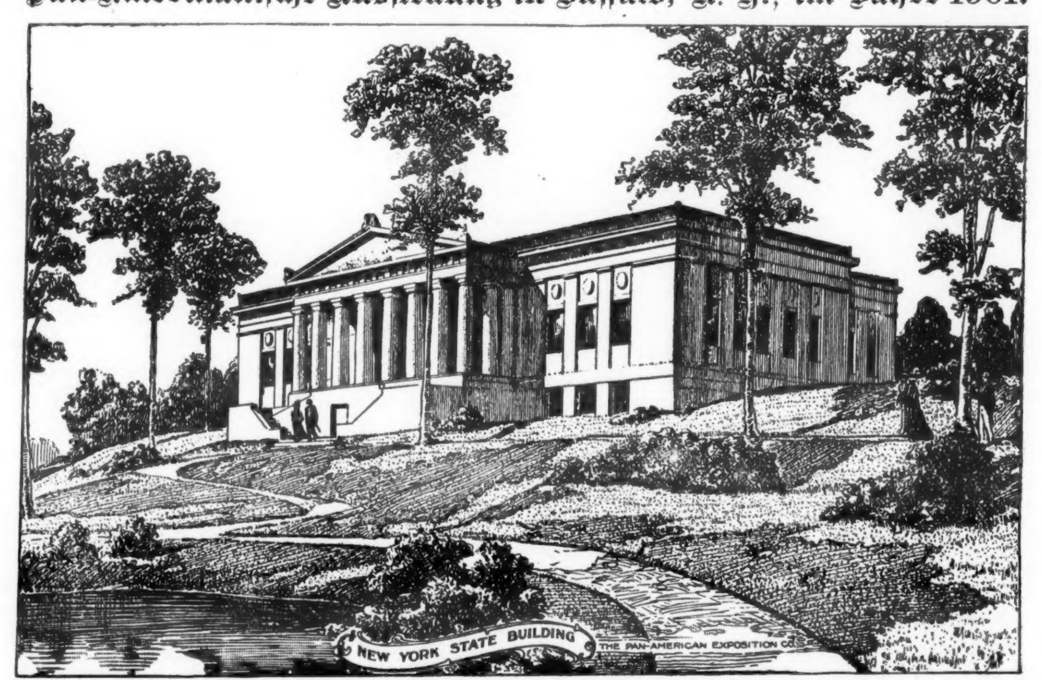
Amerika ist ein Riese geworden, dessen Rumpf auf diesem Kontinent liegt, der aber bereits seine Hände nach Europa und nach Asien hinüberstreckt und dessen geistige und materielle Kraft sich auf der ganzen Welt fühlbar macht.

Amerika ist und bleibt ein Wunderland. Das amerikanische Volk war das Wunderkind des 19., es wird der alles besiegende Held des 20. Jahrhunderts werden.

Wenn die nativistischen Amerikaner, welche gar zu gerne auf das eingewanderte Element mit hochmütigen Augen herabblicken, der Wahrheit die Ehre geben wollen, dann müssen sie zugestehen, daß Amerika diese riesige Bevölkerungszunahme und dieses riesige Wachstum auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit der Rieseneinwanderung der letzten fünfzig Jahre und dem reichen Kindersegen des eingewanderten Elements verdankt.

In der Völkermischung dieses Landes liegt seine Kraft; unser Volk wächst und gedeiht wie kein anderes auf dem weiten Erdenrunde, die Neue Welt hat der Alten bereits den Rang abgelaufen. (Ill. Staatsztg.)

Pan-Amerikanische Ausstellung in Buffalo, N. Y., im Jahre 1901.



New Yorker Staatsgebäude.

Neueste Nachrichten.

Ausland.

China.

Washington, 8. Sept. — Der stellvertretende Staatssekretär Hill ermächtigt zu der Mitteilung, daß ein Telegramm vom Kommissär Rockhill, vom 7. September aus Shanghai datiert, berichtet, daß die aus dem Westen und Nordwesten ankommenden Missionare melden, daß dort allenthalben Ruhe herrscht. Nur in vier nordwestlichen Provinzen sind Anzeichen von Ruhestörungen vorhanden. Es wird wiederum gemeldet, daß Li-Hung-Tschang noch in Shanghai befindet, und nach nichtamtlichen Depeschen heißt es, daß er einstweilen noch nicht die Absicht hat, die Reise nach Peking anzutreten.

Berlin, 8. Sept. — Eine heute hier aus Amoy, vom 6. September datierte Depesche berichtet, daß alle dort in Kulang-Fu gelandeten Marinesoldaten zurückgezogen sind.

London, 8. Sept. — Die britische Admiralität teilt mit, daß die zur Marinebrigade gehörigen Truppen, die an der Besetzung von Peking teilnahmen, an Bord ihrer Schiffe zurückgekehrt sind.

Berlin, 8. Sept. — Eine von gestern aus Shanghai datierte Depesche sagt: „Der Stabsarzt der deutschen Gesandtschaft teilt mit, daß eine Untersuchung ergeben hat, daß der Tod des Baron von Ketteler durch eine in den Hals gedrungene Kugel verursacht wurde, die den sofortigen Tod zur Folge gehabt haben mußte. Beim Begräbnis, dem sämtliche ausländischen Vertreter beiwohnten, hielt der Gesandte Conger eine zündende Rede."

St. Petersburg, 8. Sept. — In gut unterrichteten Kreisen ist man der Ansicht, daß man sich auf die Zustimmung der Ver. Staaten und Frankreichs zu Rußlands Vorschlag, die Truppen aus Peking zurückzuziehen, verlassen kann. Man erwartet auch, daß Japan den Vorschlag annehmen wird.

Man zweifelt noch nicht an der Unterstützung Deutschlands und Großbritanniens. Wenn jedoch die Zustimmung derselben nicht erfolgen sollte, wird Rußland trotzdem an seinem Entschluß, seine Truppen aus Peking zurückzuziehen, festhalten.

Washington, 8. Sept. — Die japanische Gesandtschaft hat heute vom auswärtigen Amt in Tokio folgende Depesche erhalten: „Nach den kürzlichen vom General Yamaguchi aus Peking eingesandten Berichten ist am 29. Aug. eine Patrouille bis nach Shang-Ping-Fu und Luckau-Shiao vorgegangen und hat dort alles ruhig gefunden."

Südafrika.

London, 8. Sept. — Das Kriegsamt hat von Lord Roberts folgende Depesche erhalten:

„Belfast, Freitag, den 7. September. — Es ist Hamilton gelungen, den rechten Flügel der Buren zu umgehen und den Weg für Bullers Vormarsch frei zu machen.

Dundonald und Brocklehurst haben am Donnerstag Lydenburg besetzt. Die Buren sind auseinandergetrieben worden und ziehen sich nach Norden und Osten zurück. Die meisten Geschütze und Vorräte sind nach Krügersport gesandt worden.

Krügersport ist ein kleiner Ort, ungefähr zwanzig Meilen nordöstlich von Lydenburg.

Philippinen.

Manila, 9. Sept.—Die Philippinische Kommission wird in ihrer nächsten Sitzung am Mittwoch über die Gewährung eines Drittels der vom Schatzamt bewilligten $6,000,000 zum Bau und zur Ausbesserung von Bahnen und Brücken auf den Inseln beraten. Die Einwohner sind über die Aussicht, bessere Beförderungsmittel zu erhalten, äußerst erfreut.

Manila wird augenblicklich von dem schwersten Taifun heimgesucht, den es seit Jahren gesehen hat.

Inland.

Ein Hurrikan.

Miami, Fla., 7. Sept. — Der Hurrikan, der auf den Inseln Jamaika und Cuba beträchtlichen Schaden angerichtet hat, traf am Mittwoch an der Küste von Florida ein und erreichte einmal eine Schnelligkeit von 160 Meilen die Stunde. Es wird befürchtet, daß die Bemannungen von wenigstens zwei Schiffen etwa 30 Meilen südlich von hier über Bord geschwemmt worden sind. In Miami wurde kein Schaden angerichtet, nur die Telegraphendrähte wurden zerstört, so daß dieser Teil des Landes von Mittwochnacht bis heute abend von der Außenwelt abgeschlossen war. Die Barkentine „Culboon", Kapitän Richter, von St. John, N. B., die mit 330,000 Fuß Bauholz beladen war, ist fünf Meilen südlich von Caiyfoot Light, ungefähr 35 Meilen südlich von Miami, gestrandet und ist jetzt mit Wasser gefüllt. Sie war von der Gewalt der Wogen über eines der Riffe getrieben worden, welche die innere Passage bilden, und liegt in 12 Fuß Wasser. Die „Culboon" wurde am Mittwochmorgen von dem Hurrikan getroffen. Um 10 Uhr 20 Minuten, nachdem sie ihr Steuerruder und fast alle ihre Segel verloren hatte, wurde sie auf die Felsen geschleudert. Uebrigens dürften Schiff und Ladung gerettet werden. Die „Culboon" war am 23. August von Poscagoula, Miss., abgesegelt und nach Rosario, Argentinien, bestimmt. Drei Meilen südlich von der „Culboon" liegt eine verlassene, mit Holz beladene Bark, die in der Nacht des 5. September strandete. Es wird befürchtet, daß die Bemannung während des Sturmes über Bord geschwemmt wurde. Das Schiff hat eine Windmühle und man glaubt deshalb, daß es aus Norwegen stammt.

West Palm Beach, Fla., 7. Sept. — Der tropische Hurrikan, der am Mittwoch diese Gegend heimsuchte, hat beträchtlichen Schaden angerichtet. Ein Teil des riesigen Palm-Beach-Piers wurde von seinem Fundamente weggerissen und mehrere hundert Fuß nordwärts getrieben. Eine Anzahl kleiner Boote, die in den Binnenlandseen vor Anker lagen, sind losgerissen und gesunken. Mehrere Docks und Seemauern sind schlimm beschädigt.

Das Unglück bei Hatfield, Pa.

Lansdale, Pa., 7. Sept. — Die Coronersjury, welche die Ursache des Bahnunglücks bei Hatfield, Pa., wobei am letzten Sonntag infolge Zusammenstoßes eines Exkursionszuges und eines Milchzuges 13 Menschen getötet und über 50 verletzt wurden, untersucht hat, hat heute einen Wahrspruch abgegeben, in welchem die Eisenbahngesellschaft für das Unglück verantwortlich gemacht wird, ferner der Lokomotivführer John Davis und Zugführer Thomas Shelby vom Exkursionszuge, der Telegraphist D. B. Beidler in Souderton und der Zug-Dispatcher W. S. Groves in Philadelphia.

Das Sturmwetter in Texas.

Houston, Tex., 9. September. — Der Sturm, der letzte Nacht längs der Küste von Texas wütete, war der verheerendste, der jemals dort geherrscht hat. Da die Telegraphendrähte zerstört sind, so sind keine genaueren Nachrichten zu erlangen, aus dem wenigen aber, was bekannt geworden ist, geht hervor, daß längs der ganzen Küste und 100 Meilen landeinwärts große Verluste an Menschenleben und Eigentum stattgefunden haben. Galveston ist immer noch von der Außenwelt abgeschnitten. Die Houston Post und der Korrespondent der Associierten Presse ersuchten heute die Eisenbahngesellschaften, ihnen Sonderzüge und Schlepper zur Verfügung zu stellen, um die Inselstadt zu erreichen, doch lehnten die Kompagnien die Gesuche ab, da sie ihre Lokomotiven nicht riskieren wollten. Eine Menge Gerüchte durchschwirren die Luft, ohne daß ihnen jedoch Thatsachen zu Grunde liegen, um sie zu bestätigen. Man weiß übrigens, daß die Eisenbahnbrücken über die Bai bei Galveston entweder zerstört sind oder wahrscheinlich durch die Last eines darüber fahrenden Zuges zerstört werden dürften. Die Zugänge zu der Brücke für Fuhrwerke sind verschwunden und die Brücken dadurch unbrauchbar geworden. Die Brücke der Galveston, Houston und Northern Eisenbahn steht zwar noch, aber die Drehbrücke über Clear Creek und bei Edgewater ist verschwunden und die Eisenbahnen können keine Züge befördern, um die Brücke über die Bai zu benutzen. Auf der Columbia-Zweigbahn fuhr heute morgen ein Zug bis nach Chenango Junction. Die Stadt war stark beschädigt und aus den Trümmern eines Hauses wurden die Leichen von neun Negern entfernt. Da der Zug nicht weiter fahren konnte, so kehrte er nach Houston zurück, ohne über das Schicksal der Bewohner von Angleton, Columbia, Brazow, Velasco und Guatana Auskunft erlangt zu haben. Das Städtchen Brookshire an der Missouri, Kansas und Texas Eisenbahn ist den Mitteilungen der Leute eines Konstruktionszuges zufolge durch den Sturm fast ganz zerstört worden. Als der Zug von dort abging, waren die Leichen von vier Menschen gefunden und nach anderen wurde noch gesucht. Auch die Ortschaft Hempstead, nicht weit von Brookshire, wurde schlimm mitgenommen, doch sind, so viel bekannt, keine Menschenleben dort verloren gegangen.

Von Sabine Paß ist heute nichts gehört worden. Gestern morgen trafen die letzten Nachrichten von dort ein und es hieß darin, daß die Stadt am Paß von Wasser umgeben sei, daß der Wind zunehme und die Wellen sehr hoch gingen. Die Einwohner der Neustadt, die etwas landeinwärts liegt, haben sich, da die Straßen überschwemmt waren, auf den benachbarten Höhenzug geflüchtet. In Seabrooke an der Galveston-Bai sind zwei Leichen gefunden worden und 17 Personen werden vermißt. In Morgans Point ertranken drei Menschen. Zwei sind identifiziert worden, die der Frau Nicholson und der Frau Jane Woodlock.

Der Sachschaden in Houston wird auf eine Viertelmillion Dollars geschätzt. Fast alle Kirchen sind durch den Sturm beschädigt worden.

Houston, Tex., 9. September. — Generalsuperintendent James C. Timmins von der National Compreß Company ist soeben nach einer äußerst gefährlichen Reise von Galveston hier angekommen. Er berichtet, daß über tausend Menschen ertrunken, oder auf andere Weise ums Leben gekommen sind oder vermißt werden und daß 4000 Häuser zerstört sind.

Dallas, Tex., 9. September. — Die hiesige „News" hat folgende Depesche aus Houston erhalten: „Hilfszug soeben zurückgekehrt. Er konnte nicht weniger als 6 Meilen von Virginia Point gelangen, wo die Prairie mit Bauholz, Trümmern, Pianos, Koffern und Leichen bedeckt war. Vom Zuge aus wurden 200 Leichen gezählt. Ein großer Dampfer ist 2 Meilen diesseits Virginia Point gestrandet, als ob er durch eine Sturzwelle dahin geschleudert wäre. Von Galveston ist nichts zu sehen. Zwei Männer wurden aus dem Wasser gezogen, welche sagen, daß sie den Verlust an Menschenleben auf 2000 schätzen." Obige Depesche ist an Superintendent Felton in Dallas adressiert, und von dem Manager Vaughan von der Western Union-Office in Houston abgeschickt worden.

Houston, Tex., 9. September. — Die Ortschaft Alvin an der Santa Fe-Bahn zwischen Houston und Galveston soll durch den Tornado fast vollständig zerstört worden sein. Die Ortschaft Hitchcock hat stark gelitten und in Alta Loma soll nicht ein Haus stehen geblieben sein. In Pearl ist die Hälfte der Gebäude zerstört. Alvin ist ein Städtchen von ungefähr 1200 Einwohnern. Sieben Menschen sind dort und in der Nähe ums Leben gekommen.

Der Zug der Santa Fe-Bahn, der am Samstagabend um 7 Uhr 30 Minuten von Houston abgegangen war, verunglückte ungefähr 2 Meilen nördlich von Alvin. Frau Prather von Rosenberg, Texas, wurde getötet und mehrere andere verletzt. Der Zug fuhr langsam, als er vom Sturme überrascht wurde, der ihn buchstäblich vom Geleise hob. Frau Prather wurde durch die halbe Car geschleudert und mit der oberen Hälfte ihres Körpers durch ein Fenster. Als ihr zu Hilfe geeilt wurde, fand sich, daß ihr Kopf unter Wasser gewesen war und daß sie ertrunken war.

Houston, Tex., 10. September. — Eine der schrecklichsten Katastrophen der neueren Zeit ist über Galveston hereingebrochen. Die Stadt liegt in Trümmern und die Zahl der Toten wird wahrscheinlich Tausende betragen. Ich bin soeben aus der Unglücksstadt eingetroffen, als Bevollmächtigter des Mayors und Bürger-Ausschusses, um mich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen und um Hilfe nachzusuchen. Houston war der nächste Ort, an welchem unbeschädigte Telegrapheninstrumente gefunden werden konnten, da die Drähte, sowie beinahe alle Gebäude zwischen hier und dem Golf zerstört sind.

Als ich Galveston gestern kurz vor Mittag verließ, trafen die Einwohner eifrige Vorbereitungen für die Bestattung der Toten, Verteilung von Lebensmitteln und dergleichen.

Die Zerstörung von Galveston wurde durch einen Sturm herbeigeführt, dessen fürchterliche Wut nicht zu beschreiben ist, sowie durch eine Wasserflut, welche die Stadt in eine rasende See verwandelte. Nach dem Bericht des Wetterbureaus erreichte der Wind eine Schnelligkeit von 84 Meilen die Stunde; dann wurden die Instrumente zerstört, so daß es unmöglich ist, das Maximum festzustellen.

Der Sturm begann Samstagmorgen um 2 Uhr, nachdem vorher bereits auf dem Golf ein starker Wind geweht hatte. Die Richtung des Sturmes war von Norden, gerade der des Windes auf dem Golf entgegengesetzt. Gegen Mittag war mit Bestimmtheit vorauszusagen, daß Galveston von einer Katastrophe heimgesucht werden würde, und Hunderte von Wohnungen an der Küste wurden eiligst verlassen, indem die Bewohner sich in die höher gelegenen Stadtteile flüchteten. Der Wind nahm fortwährend an Heftigkeit zu und es regnete in Strömen. Gegen 3 Uhr trafen die Wassermassen aus dem Golf und der Bai, die von den beiden entgegengesetzten Stürmen gegeneinander gepeitscht wurden, zusammen und die ganze Stadt wurde überschwemmt. Die elektrischen und Gaslichter erloschen und es herrschte eine ägyptische Finsternis. Auf die Straße zu gehen, war lebensgefährlich. Dächer, Zisternen, Teile von Gebäuden, Telegraphenstangen und Mauern stürzten hierhin und dorthin und das Geräusch des Sturmes und das Krachen der Gebäude war entsetzlich. Bis Sonntagmorgen um 1 Uhr 45 Minuten nahmen Sturm u. Ueberschwemmung zu und während dieser ganzen Zeit war die Bevölkerung von Galveston wie Ratten in der Falle gefangen. Der höchste Teil der Stadt stand 4 bis 5 Fuß unter Wasser, während in den meisten Fällen die Straßen bis zu einer Tiefe von 10 Fuß überschwemmt waren.

Um 1 Uhr 45 Minuten begann das Wasser plötzlich zu fallen, und bei Tagesanbruch waren die Straßen nahezu wieder trocken geworden. Inzwischen war der Wind nach Süden umgeschlagen.

Als der Tag anbrach, bot sich ein fürchterliches Schauspiel dar. In den drei Häusergevierten von Avenue N bis Avenue P, in der Tremont-Straße, sah ich acht Leichen; in einem Hofe lagen vier Tote. Die ganze Geschäftsfront längs der Golfküste war auf einer Breite von drei Blocks von allen Gebäuden entblößt, indem dieselben entweder in die See hinausgeschwemmt, oder ihre Trümmer weit landeinwärts zu Pyramiden aufgetürmt waren.

Beim ersten Blick sah man, daß die scheinbar am festesten gebauten, großen Häuser am meisten gelitten hatten. Das Waisenhaus an 21. Straße und Avenue M fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Wie viel Kinderleichen und Flüchtlinge sich unter den Trümmern befinden, läßt sich nicht angeben. Von den Kranken und Wärtern im St. Marys-Hospital sollen nur acht gerettet sein. Das Heim für alte Frauen an Rosenberg-Avenue stürzte ein, ebenso das Rosenberg-Schulhaus. Die Ball-Hochschule ist ein großer Trümmerhaufen. Jede Kirche der Stadt, mit vielleicht einer oder zwei Ausnahmen, ist zerstört.

In den Forts sind, wie es heißt, nahezu alle Soldaten umgekommen, da sie sich in provisorischen Quartieren befanden, die keinen Schutz gegen Sturm und Flut boten. Vom katholischen Waisenhaus auf der Insel war noch kein Bericht eingelaufen, doch scheint es unmöglich, daß es dem Orkan widerstanden haben könnte. Wenn es einstürzte, sind ohne Zweifel alle Insassen verloren, denn es war im Umkreis einer Meile keine Hilfe zu erlangen.

Die Flut hinterließ in den Straßen einen zolldicken Schlamm, und wenn die Leichen nicht rasch beerdigt werden, ist Gefahr vorhanden, daß eine Pest ausbricht. Es werden zahlreiche Fälle von wunderbarer Rettung berichtet. Dr. S. O. Young, Sekretär der Baumwollbörse, wurde, als sein Haus einstürzte, bewußtlos zu Boden geschlagen, kam jedoch im Wasser wieder zu sich und wurde zehn Blocks weit fortgeschwemmt. Eine Frau, welche soeben einem Kinde das Leben gegeben hatte, wurde von ihrer Wohnung nach einem einen Block entfernt liegenden Gebäude getragen, indem die Männer, welche vier Fuß tief im Wasser wateten, sie hoch über ihren Köpfen hielten.

Acht Ozeandampfer wurden von ihren Ankerplätzen losgerissen und in der Bai auf den Strand geworfen. Die „Kendall Castle" wurde vom Werft an der 33. Straße nach Texas City getrieben und liegt mitten in den Trümmern des Piers der Inman-Linie. Der norwegische Dampfer „Gyller" ist zwischen Texas City und Virginia Point gestrandet. Ein Ozeandampfer wurde durch die West-Bai herumgewirbelt, durchbrach die Brücken und liegt jetzt in einem Fuß Wasser in der Nähe der Trümmer der Eisenbahnbrükken. Der Dampfer „Taunton" wurde über Pelican Point hinaus getrieben und etwa zehn Meilen in der Ost-Bai hinauf gestrandet. Aehnlich erging es dem Dampfer „Alamo" der Mallory-Linie und dem britischen Dampfer „Red Croß". Viele andere Fahrzeuge liegen umgestürzt oder vollständig zertrümmert am Strande zerstreut.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Hälfte des Eigentums der Stadt zerstört und daß ein Viertel der Bewohner gänzlich mittellos geworden ist.

Anm. Englische Blätter sagen, daß East Bernard vom Erdboden verschwunden sei und daß bei Richmond schon 20 Tote gefunden wurden. Bei Rosenberg hat man bis heute (11.) 8 Tote gefunden. Wenn man solche Berichte auch vorsichtig aufnehmen muß, so gehen jetzt unsere Gedanken fast gewaltsam zu unseren Freunden am Golfe. Wie mag's ihnen ergangen sein? Ed.

Unter allen mürrischen Eigenschaften,
Die an ehrbegierigen Menschen haften,
Ist harmlose Eitelkeit die kleinste,
Geldstolzer Hochmut der gemeinste.

Bodenstedt.

Dem Entschlusse soll die That nicht nachhinken, sondern rüstig und schnell folgen, wie dem Hammerschlage der Schall.

Ebers.

Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren. Wenn dem Menschen nicht immer etwas teurer ist, als das Leben, so ist das Leben nicht viel wert.

Seume.

Das beste Wunder ist ein treues Herz.

Tegner.

Ich thue hiermit allen meinen Freunden und werten Kunden zu wissen, daß ich, das so wertvolle „Russische Schlagwasser", und all meine andern Medizinen an den ehrenwerten Dr. Peter Richert & Co., in Goessel, Kan., abgetreten habe und dieselben jetzt alleinige Eigentümer aller meiner bisherigen Medizinen sind. Da durch meine höchst wertvollen Medizinen schon so mancher Schmerz gelindert, so manches Glied gerettet und erhalten worden ist, und so mancher vor dem Tode bewahret wurde, so war es immer mein Wunsch beizeiten meine Recepte, wonach erwähnte Medizinen bereitet werden, einem Manne zu übergeben, der sie gewissenhaft verwalten würde. Mein sehnlicher Wunsch war es immer, wenn möglich, sie einem deutschen Arzte zu übergeben, so daß die Medizinen unter uns Russisch-Deutschen erhalten blieben. Mein Wunsch ist erfüllt; ich konnte keinen würdigeren Mann finden, der die Verwaltung der Rezepte und Medizinen treulicher halten würde als Dr. Peter Richert, und so habe ich denn mit freudigem Herzen und in vollem Vertrauen, die mir sehr wertvollen Rezepte von meinen noch wertvolleren Medizinen in seine Hände gelegt, und ich bin in der vollen Zuversicht, daß Dr. P. Richert so getreu, wie er im Hospital zu Goessel sich beweist, auch sein Versprechen in der Zubereitung der ihm übertragenen Medizinen, in die Hände seiner Kunden geben wird, und ein jeder kann versichert sein, daß er alle Medizinen echt und recht erhalten wird, so wie sie bisher gewesen sind. Ich hoffe und wünsche es von ganzem Herzen, daß das Russische Schlagwasser, May Balsam, Russischer Blutreiniger und alle andern Medizinen der Menschheit unter Dr. P. Richerts Verwaltung zum Segen gereichen werde: und in stolzer Zuversicht erwartei ch, daß nach Jahr und Tag meine Medizinen sich so verbreitet haben, daß sie weltberühmt gehalten werden.

Möchte hierbei noch kurz einige Bemerkungen über das Hospital zu Goessel, Kan., machen. Dasselbe ist wirklich eine Zierde der Gemeinschaft, die es gebaut hat. Ein jeder, der zu demselben beigetragen, kann darauf stolz sein. Es ist auf das modernste eingerichtet und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Hier findet der Kranke eine Stätte, wo er sich unter der Pflege liebender, christlicher Schwestern zu Hause fühlen kann.

Es treibt mich, Kranke nahe und ferne, besonders solche, die an Gewächsen, Wassersucht, oder irgend welchen chronischen Krankheiten leiden, darauf aufmerksam zu machen, sich ohne Rücksicht an Dr. P. Richert zu wenden. Er ist mit seinen Kuren weit berühmt, hat vielseitige Erfahrung, ist gewissenhaft und liberal in seinen Forderungen.

Gott wolle alle die von mir obiger Company übergebenen Medizinen, sowie das Hospital zu Goessel und den würdigen Arzt Dr. P. Richert auch ferner zum Segen der Menschheit setzen, ist mein sehnlicher Wunsch.

Mit Gruß,
F. Versuch, M. D.

Die am 24. April d. J. stattgefundene Feuersbrunst

in Münsterberg, Bezirk Halbstadt, Gouv. Taurien, in Gedichtform nacherzählt von Heinrich Thiessen.

Liebe Leute, hört mit Grauen,
Was sich zugetragen hat.
Laßt uns stets nach oben schauen,
Gott anrufen früh und spat,
Denn wie viel Gefahr und Not,
Ja, sogar ein schneller Tod,
Kann uns plötzlich überraschen,
Laßt uns Gott im Glauben fassen.

Johann Bergmanns, junge Leute,
In dem Dorfe Münsterberg.
„Bergmann nahm der Tod als Beute!"
Schnell erschallt's von Berg zu Berg.
Bergmann starb den Feuertod,
Herr und Gott, ach, was für Not!
Schmerzerfüllt nennt man den Namen,
Bergmann starb in Feuerflammen.

Seine Eltern allda waren
Ihm zur Freude auf Besuch,
Keiner dachte an Gefahren;
Sicherheit oft ist Betrug.
Ach, wie wohl ist ihm zu Mut,
Kindlich er sich freuen thut,
Daß die Eltern hingekommen,
Wer hätt' ihm die Freud' genommen?

Mit den Eltern sie noch gingen
Auf Besuch zu Neumanns hin,
Da ein Zeitchen zu verbringen,
Froh ist er in seinem Sinn.
Als sie sind am Kaffeetisch,
Alle heiter, froh und frisch,
Schallt der Ruf im Dorf: „Es brennt!"
Bergmann schnell von dannen rennt.

Als er kommt bis auf die Straße,
Siehet er, es brennt sein Haus,
Ist gleich wirr, er kann's nicht fassen,
Ihm ist jede Hoffnung aus.
Doch er läuft im schnellen Schritt
Und nimmt den Gedanken mit,
Daß zu Hause in der Wiegen
Sie ein Kindlein haben liegen.

„Gott, erbarm Dich!" in Gedanken
Wird gewesen dies sein Schrei'n.
Ohne Furcht und ohne Wanken
Stürzt er in das Haus hinein.
Suchet, suchet hin und her,
Um sein Kind dem Flammenmeer
Zu entreißen, ist sein Sorgen.
Und das Kind war schon geborgen.

Einer aus der Schar der Leute
War gelaufen in das Haus,
Nahm das Kind als sich're Beute,
Trug es unversehrt hinaus.
Bergmann aber, Herr und Gott! —
Schrecklich stirbt den Feuertod.
Er, als Vater, hat sein Leben
Für sein Kindlein hingegeben.

Liebe Lene, du, Frau Bergmann
Und ihr Eltern, fasset Mut,
Jesus Christus, der Gewährsmann,
Thut nur, was uns Menschen gut;
Er ist's, der euch helfen kann,
Blicket Ihn im Glauben an.
Jesus, Er, der sucht die Sünder,
Schaut auf euch und eure Kinder.

Umsomehr, als je geringer
Ihr euch Jesum unterstellt.
Glaubt es, es ist Gottes Finger,
Der in Trauer euch gestellt.
O, ergebt euch Gott dem Herrn,
Hilft den Seinen ja so gern,
Bald durch Freuden, bald durch Schmerzen
Zieht der Heiland unsre Herzen.

Ach, wie nichtig ist das Leben,
Hier in dieser argen Welt!
Laßt uns stets nur vorwärts streben,
Nach dem ew'gen Himmelszelt.
Jesus Christus, schaffe Du
Uns ein reines Herz dazu,
Daß vor allen andern Dingen
Stets gen Himmel wir nur ringen.

Anm. — Obiges Gedicht sollte schon längst erschienen sein, war aber vergessen worden. Bitten um Verzeihung.

Der Gescheitere giebt nach! Ein unsterbliches Wort. Es begründet die Weltherrschaft der Dummheit.

M. v. Ebner-Eschenbach.

Sechzig Cents fürs Pfund Maulbeersamen.

Kleine Kinder können Maulbeersamen aufnehmen, und ein geringes Quantum bezahlt Euch die „Rundschau" für ein ganzes Jahr. Hier ist Knaben und Mädchen eine gute Gelegenheit geboten, sich etwas Taschengeld zu machen. Bringt oder schickt den Samen an G. L. Klassen, Hillsboro, Kansas.

An unsere Leser in Rußland.

Wer sich eines unserer Blätter „Mennonitische Rundschau", „Herold der Wahrheit" oder „Der Christliche Jugendfreund" bestellen will, der kann solches bei einem unserer Agenten thun, der ihm am nächsten ist; dieselben sind:

Peter Jantzen, Gnadenfeld.
H. Borm, Chortitz.
Jakob Enns, Sofiewsky Sawod.
Isaak Born, Lichtfelde.
Peter Rogalsky, Nikolajewka (Memrik).
Heinrich Plett, Alexanderfeld (Sogradofka).
P. Kroecker, Wassiljewka, St. Barwenkawo.
M. Peters, Schönfeld, Gulaipol.
Johann Joh. Friesen, Alexandrowsk.
Heinrich Warkentin, Danilofka, Kurman Kemeltschi.
Alexander Stieda, Riga.
Johann Nickel, New York, Gouv. Ekaterinoslaw.

Man frage um Bedingungen an.

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind., U. S. A.